

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 9. JUNI 2016 3. SIWAN 5776

71. JAHRGANG NR. 23



Ein Stück Europa

EDITORIAL *Die Heidelberger Hochschule als Spiegelbild aktueller Entwicklung*

VON JOHANNES HEIL

Eine ganze Hochschule für das »kleine Fach« Jüdische Studien – wo gibt es das noch einmal? Und erst recht: Wo werden die Jüdischen Studien gleich in der Breite von neun Teildisziplinen, von Bibel über Talmud bis zu Israelstudien angeboten? Wo wirkt Deutschlands einziger Hochschulrabbiner? Und wo haben Studierende in Lehramts-, Bachelor- oder Masterprogrammen für ihre Studiengänge mehr Kombinationsmöglichkeiten mit dem Angebot einer erstrangigen Volluniversität, die gleich nebenan liegt?

Keine Frage, die Rede ist von Heidelberg und von der Hochschule für Jüdische Studien. Hier geht es freilich nicht darum, weitere Superlative zu addieren, wobei Heidelberg für Studierende sicher auch darin unschlagbar ist: dass dort so ziemlich alles, und dabei in vielem das Beste, gleich nebenan liegt. Ansonsten soll hier ganz nüchtern auf Besonderheiten hingewiesen werden, die nach bald 40 Jahren des Bestehens unserer Hochschule schon so selbstverständlich erscheinen, dass sie es verdienen, wieder einmal in Erinnerung gerufen zu werden. Etwa, dass der Zentralrat der Juden und mit ihm die kleine jüdische Gemeinschaft sich 1979 auf das Wagnis einer eigenen Hochschulgründung einließen, und dass diese heute zugleich eine etablierte öffentliche Angelegenheit ist, mit finanzieller Beteiligung der Länder, insbesondere Baden-Württembergs, und des Bundes. Dass dort jeder studieren kann, Juden und Nichtjuden, die gegenwärtig aus 15 verschiedenen Ländern kommen. Aus den Erwartungen der Anfangsjahre an eine Hochschule für die Ausbildung von Personal für die jüdischen Gemeinden ist eine, wie es hochschulbürokratisch heißt, »universitätsförmige« Spitzenhochschule mit Promotionsrecht geworden.

Daraus sind vielfältige Beziehungen und mehr als bloß strategische Partnerschaften entstanden: mit der Universität Heidelberg in derzeit zwei kooperativen Master-Studiengängen und der Zusammenarbeit in Sonderforschungsbereichen, mit Hochschulen in Frankfurt und Mainz in ei-



HfJS-Rektor Johannes Heil

nem gemeinsamen Graduiertenkolleg, mit eigenen Forschungszentren und Programmschwerpunkten, international unter anderem mit der Ben-Gurion-Universität in Beer Sheva und der Hebräischen Universität Jerusalem, mit der Karl-Franzens-Universität Graz und – als größter Aktivposten – mit dem Paideia-Institut für Jüdische Studien in Stockholm.

Das sind Eckwerte, die jede Bilanz zieren können und sich gut für die Werbung eignen. Was sie tatsächlich bedeuten, wird aber erst bei näherem Hinsehen deutlich: Die Heidelberger Hochschule ist ein gelebtes Stück Pluralität inmitten Europas und ein integraler, weithin vernetzter Teil der deutschen Hochschullandschaft. Sie ist also keine mit Macht und Ressentiment randständig gehaltene Minderheitenangelegenheit; so aber war es

der Wissenschaft des Judentums im 19. und frühen 20. Jahrhundert ergangen, und ihre Hochschulen und Seminare in Breslau und Berlin wurden in der Zeit des Nationalsozialismus liquidiert.

Heute bilden Lehre, Forschung und Hochschulleben eine Schnittstelle zwischen Judentum und der umgebenden Gesellschaft. Das 2009 inmitten der Altstadt mit den vereinten Kräften des Trägers, der öffentlichen Hand und privater Zuwendungsgeber errichtete Gebäude steht für diese Offenheit: als Ort des Lernens und Forschens, aber auch als Treffpunkt für Vorträge und Ausstellungen, oder in der koscheren Mensa – mittlerweile ganz selbstverständlich.

2019 wird die Hochschule 40 Jahre alt, und von ihrer Gründung bis heute ist sie im Kleinen auch ein Spiegelbild deutscher Geschichte und europäischer Entwicklung: von den nach den Erfahrungen der Schoa noch immer tastenden Schritten der jüdischen Gemeinschaft über den Neuanfang bis hin zu einer in der Wissenschaftslandschaft und in der Gesellschaft fest etablierten Institution des Austauschs und der Wissensvermittlung. »Wer ein Haus baut, will bleiben, und wer bleiben will, erhofft sich Sicherheit« – was Salomon Korn, Mitglied unseres Kuratoriums und lange entscheidende Jahre dessen Vorsitzender, anlässlich der Eröffnung des jüdischen Gemeindezentrums 1986 in Frankfurt sagte, gilt auch für die Heidelberger Hochschule.

40 Jahre – das heißt aber gleichzeitig auch, dass all dies sich nur wenige Jahrzehnte entfernt von einer ganz anderen Vergangenheit bewegt und man im Blick behalten muss, dass wir uns gegenwärtig in einer Zeit unkalkulierbar dynamischer neo-autokratischer Kräfte, auch terroristischer Bedrohungen und populistischer Bewegungen aufhalten. Da erscheint die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg geradezu als ein zentrales Elementarteilchen für den Gegenentwurf: als ein Stück Europa, wie es sein kann und aus dem noch mehr werden kann. Dem wollen wir uns stellen. Und dafür brauchen wir wissenshungrige Mitstreitende.

INHALT

Das Eigene und das Andere	Seite 4	Netzwerk am Neckar	Seite 18
<i>Die Bedeutung des jüdisch-christlichen Gesprächs</i>		<i>Mitglieder der Studierendenvertretung im Gespräch</i>	
Dekaloge	Seite 6	ABC des Judentums	Seite 19
<i>Die Gegner der jüdischen Ethik und die Zehn Gebote</i>		<i>Seit einem Jahr gibt es das Abraham Berliner Center</i>	
Geschichte und Geschichten	Seite 8	»Es ist mein Traumjob«	Seite 20
<i>Über antike Schriftfunde in Israel</i>		<i>Interview mit Hochschulrabbiner Shaul Friberg</i>	
»Ijev hot er gehejßn«	Seite 10	Im Reich der 50.000 Bände	Seite 21
<i>Die Neuedition einer jiddischen Bibelübersetzung</i>		<i>Ein Tag in der Bibliothek Albert Einstein</i>	
Zeitloser Bestseller	Seite 12	Schulfach Frieden	Seite 22
<i>Die hebräische Bibel als (Welt-)Literatur</i>		<i>Ergebnisse einer religionspädagogischen Fachtagung</i>	
Illustrierte Provokationen	Seite 14	Aus Heidelberg in die Welt	Seite 23
<i>Die Pessach-Haggada von Arthur Szyk</i>		<i>Sechs Absolventen – und was aus ihnen geworden ist</i>	
Wir sind was?	Seite 16		
<i>Auf der Suche nach einer kollektiven Identität</i>			

IMPRESSUM

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

Chefredakteur: Detlef David Kauschke
 Redaktion: Susanne Mohn, Ingo Way
 Foto/Grafik: Marco Limberg
 Lektorat: Bettina Piper

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

Herausgeber:
 Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R.
 Gründer: Karl Marx sel. A.

Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg
 Rektor Prof. Dr. Johannes Heil
 Landfriedstraße 12
 69117 Heidelberg
 Telefon 06221 / 54 19 200, Fax 06221 / 54 19 209
 E-Mail: info@hfjs.eu

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitungsbeiträge, Abbildungen, Anzeigen etc. ist unzulässig.

Europäisches Kompetenzzentrum

Grußwort von
Barbara Traub

Das Bild einer stillenden Mutter berührt uns intuitiv. In der Kunst taucht es seit Menschengedenken auf. Viele große Maler haben es in ihren Werken verarbeitet, man denke nur an Gauguin, Picasso und Chagall. So verwundert es auch nicht, wenn bereits unsere Weisen das Lernen der Tora durch unser Volk mit dem Aufsaugen der Muttermilch durch das kleine Kind vergleichen.

Gegründet 1979 in Deutschlands ältester Universitätsstadt, ist die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) erste Adresse nicht nur für das Erlernen der Tora, sondern für ein umfassendes Studium jüdischer Kultur. Mit zehn Professuren ist sie das europäische Kompetenzzentrum für Jüdische Studien schlechthin. Entsprechend breit gefächert ist das Studienangebot. Es reicht vom Bachelor of Arts (B.A.) in Jüdischen Studien über Lehramtsstudien für jüdische Religionslehre und Master-of-Arts-Abschlüsse (M.A.) bis hin zur Promotion. Bunte Vielfalt herrscht auch bei den Studierenden: Ob angehende Lehrer für Religionsunterricht, Gaststudenten aus Israel und dem europäischen Ausland, »Paideia«-Studenten, bis hin zu Senioren, die sich aus persönlichem Interesse grundlegend mit dem Judentum auseinandersetzen, entfaltet sich hier ein intensives und produktives studentisches Leben.

Als Bildungsstätte stellt die HfJS eine wichtige Säule jüdischer Identität und jüdischen Selbstverständnisses dar. Der Zentralrat als ihr Träger sieht sich daher nicht nur als Geldgeber, sondern die HfJS ist eines der Herzstücke und eine Herzensangelegenheit des Zentralrats. Die HfJS bringt einen Reichtum an jüdischem Wissen über Religion, Kultur und Tradition des jüdischen Volkes, und sie verfügt über ein kompetentes und hoch qualifiziertes Team an Lehrenden.

Ich wünsche den Studierenden sowie den Lehrenden einen regen und intensiven Austausch, viel Erfolg und Schawuot Sameach!



Foto: Marco Limberg

Barbara Traub, Vorstandsvorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg und Vorsitzende des Kuratoriums der HfJS

Von Saul zu Kafka

VIelfalt Eine Auswahl aus unserem Kursangebot



Foto: Marco Limberg

Mit unseren zehn Lehrstühlen bietet die Hochschule ein breit gefächertes Studienangebot für unsere Studierenden«, so die Studiendekanin Hanna Liss. Ein solch umfangreiches Angebot findet sich eigentlich nur noch an den großen Universitäten Israels, und in der Tat hatte bei der Gründung der Hochschule 1979 die Hebräische Universität Jerusalem mit ihrem Institute of Jewish Studies (Machon le-Madda'e ha-Yahadut) Pate gestanden.

Der nachfolgende exemplarische Einblick in das Kursangebot der HfJS zeigt die Bandbreite der Jüdischen Studien, wie sie die elf Professorinnen und Professoren mit ihren sieben wissenschaftlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im aktuellen Semester unterrichten.

BIBEL UND JÜDISCHE BIBEL AUSLEGUNG

Seminar »Zwischen Tragik und Glanz: Die biblischen Erzählungen von Saul und David«

Übung »Lesepraktiken im antiken und rabbinischen Judentum«

TALMUD, CODICES UND RABBINISCHE LITERATUR

Vorlesung »Israel im Spiegel der Halacha. Die Halacha im Spiegel des Staates Israel«

Proseminar »Aggada in der Halacha und Halacha in der Aggada«

GESCHICHTE DES JÜDISCHEN VOLKES

Vorlesung »Geschichte des Zionismus«

Oberseminar »Juden über Christen – Christen über Juden: Texte zu Juden und Christen im Hochmittelalter«

ISRAEL- UND NAHOSTSTUDIEN

Seminar »Staat und Sprache in Israel und Palästina«

Blockseminar »Die deutsch-israelischen Beziehungen im Schatten der Vergangenheit«

JÜDISCHE LITERATUREN

Vorlesung »Geschichte der modernen hebräischen Literatur«

Oberseminar »Kafka und das jiddische Theater«

HEBRÄISCHE SPRACHWISSENSCHAFT

Seminar »Hebräische Onomastik. Einführung in hebräische Namengebung«

Sprachkurs »Lektürekurs Rabbinisches Hebräisch: Biblische Gestalten aus rabbinischer Sicht«

JÜDISCHE PHILOSOPHIE UND GEISTESGESCHICHTE

Seminar »Ethik im Judentum«

Proseminar »Einheit in der Vielfalt? Persönlichkeiten, Positionen und Perspektiven zur Frage eines jüdischen Pluralismus«

JÜDISCHE KUNST

Seminar »Eschet Chayil – Das Bild der starken Frau in der jüdischen Kunst«

Exkursion »SchUM-Städte«

JÜDISCHE RELIGIONSLEHRE, -PÄDAGOGIK UND -DIDAKTIK

Vorlesung »Kain – Religiöse Gewalt und Gewaltkritik«

Oberseminar »Die drei Heiligen Schriften in einem Band – Dialog der Monotheisten«

PRAKTISCHE RELIGIONSLEHRE

Übung »Tefila und Gemara«

Übung »Traditionelles Lernen«

Das komplette und ausführlich kommentierte Vorlesungsverzeichnis kann im Internet auf der Website der HfJS unter www.hfjs.eu/studium/vorlesungsvz/index.html eingesehen werden.

Das Eigene und das Andere

DIALOG *Die gegenwärtige Bedeutung
des jüdisch-christlichen Gesprächs*

VON FREDEREK MUSALL
UND JONAS LEIPZIGER

Im Anfang ist die Beziehung« (Martin Buber, *Ich und Du*). Mit Martin Buber ins Haus zu fallen, hat im Rahmen des jüdisch-christlichen Gesprächs ja irgendwie Tradition, ist aber auch ebenso vorhersehbar wie redundant. Trotzdem drückt dieses Zitat für die im Folgenden skizzierten Gedanken etwas Grundlegendes aus: nämlich, dass es im jüdisch-christlichen Gespräch von Beginn an ein bewusstes In-Beziehung-Setzen gibt. Ein Dialog ist aber mehr als nur bloße Begegnung im Gespräch; er ist die bewusste Bereitschaft und Entscheidung, sich selbst zu hinterfragen.

In verschiedenen, vor allem judaistischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte wurde deutlich, dass die Anfänge von Judentum und Christentum in der Spätantike neu zu denken sind. Insbesondere Forschungen von Daniel Boyarin und Peter Schäfer haben die Beziehungen zwischen Judentum und Christentum in der Antike neu beleuchtet. Diese haben für unser Verständnis der spätantiken Ursprünge der beginnenden Trennung von dem, was wir heute als (rabbinisches) Judentum und als Christentum kennen, einen Paradigmenwechsel eingeleitet. Daniel Boyarins Werk hat sicherlich am stärksten dazu beigetragen, unsere geprägten Vorstellungen von den Anfängen von Christentum und Judentum und vom sogenannten »Parting of the Ways«, dem Auseinandergehen der Wege von Judentum und Christentum, neu zu zeichnen.

So ist deren gemeinsame Geschichte in der Spätantike bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts n.d.Z. offen sowie verflochten und stellt einen wechselseitigen Prozess der Ausdifferenzierung dar – demnach entstand das Christentum weder mit Jesus noch mit Paulus: Das Trennen der Wege ist ein Ergebnis von gegenseitigen Beeinflussungen in den ersten Jahrhunderten, in denen gerade noch keine Trennung vorhanden ist, in denen man noch nicht von den uns bekannten Entitäten »Christentum« und »Judentum« als voneinander verschiedenen Religionen ausgehen kann. Erst am Ende eines langen Prozesses entwickelte sich, so Boyarin, im 4. Jahrhundert die Ausdifferenzierung in das rabbinische Judentum auf der einen Seite und das orthodoxe Christentum auf der anderen Seite.

TOCHTERRELIGIONEN Angesichts dieser Erkenntnisse scheint auch das lange gepflegte »Mut-



ter-Tochter-Modell« von Mutter Israel und Tochter Christentum diese historischen Entwicklungen nicht mehr adäquat beschreiben zu können; eher sind beide »Tochterreligionen«, die beide aus dem biblischen Judentum hervorgingen. Boyarin geht sogar so weit und sagt, »dass alles, was traditionell als Christentum identifiziert wurde, im Einzelnen auch schon in einigen jüdischen Bewegungen [neben der Jesus-Bewegung] im ersten Jahrhundert und später existiert hat«.

Diese wissenschaftlichen Erkenntnisse über die geschwisterlichen Ursprünge von Judentum und

Christentum sind bislang noch nicht ansatzweise von der universitären Theorie in die religiöse Praxis der Religionsgemeinschaften transformiert worden: So kann es unseres Erachtens nach nicht dabei bleiben, dass, frei nach Karl Kraus, der Ursprung das Ziel ist und bleibt; jene Erkenntnisse über die langen und engen – und in der weiteren Entwicklung von Spätantike über das Mittelalter bis in die Neuzeit auch für das Judentum dann auch bekannterweise bedrohlichen und antijüdischen – Verflechtungen sind wichtig und müssen zur Kenntnis genommen werden. Aber dabei soll-



**Frederek Musall ist Professor
für Jüdische Philosophie und
Geistesgeschichte.**

te es nicht bleiben: Es stellt sich die Frage, was in der Gegenwart im gemeinsamen Miteinander der Religionen aus jenem Wissen gemacht wird; wie das gemeinsame Gespräch gestaltet wird; wie das Miteinander angesichts von Gemeinsamkeiten und bleibenden Differenzen ausgehandelt wird.

SCHLAGLICHTER Wir beide sind wie andere Angehörige der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg auch in verschiedenen Kontexten in interreligiöse Gespräche involviert. Einige Schlaglichter dieses Engagements – hier im jüdisch-christlichen Gespräch – sollen jene Diskurse verdeutlichen:

1.) In den sich nähernden evangelischen Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum 2017, das an den sogenannten Thesenanschlag des Wittenberger Reformators Martin Luther erinnern wird, kulminieren verschiedene Themen: Wie präsentiert die Evangelische Kirche in Deutschland ihr

an theologiebildenden Implikationen alles enthält. Gleichzeitig meinen wir, es reicht nicht aus, dass sich die Kirchen in Deutschland von Luthers Antijudaismus/frühneuzeitlichem Antisemitismus »nur« distanzieren oder diesen gar zu relativieren suchen: So müssten auf noch breiterer Basis als bisher protestantisch-theologische Themen neu durchdacht werden, wie das Verhältnis von »Gesetz« und »Evangelium«, die klassische Rechtfertigungslehre oder die Verhältnissetzung von Hebräischer Bibel zum Neuen Testament. Die Arbeit im jüdisch-christlichen Gespräch zeigt, wie fruchtbar und wie inspirierend solche Revisionen theologischer Denkmuster sein können.

2.) Sie zeigt auch, wie wichtig es ist, genau zu differenzieren: So ist zu bedauern, dass auf christlicher Seite noch zu selten wahrgenommen wird, dass Juden und Christen zwar die Hebräische Bibel/das »Alte Testament« als gemeinsame Grundlage teilen, dass aber in ihrer Rezeptionsgeschich-

christlichen Theologien arbeiten, zeigt, wie spannend die gemeinsame kritische Analyse von Glaubenstraditionen ist. So wird hier beispielhaft deutlich, dass auch solche fundamentalen Begriffe wie »Tradition«, »Heilige Schrift«, »Kanon« oder »Offenbarung«, von denen man meinen könnte, sie seien doch in den jeweiligen Religionsgemeinschaften klar und offensichtlich, auch immer wieder von Neuem zu analysieren sind.

4.) Daher sind Räume für ein gemeinsames interreligiöses Diskutieren so bedeutsam: als Werkstatt/Laboratorium, in dem Ideen für Kritik und Selbstkritik entstehen, um theologische und gesellschaftliche Revisionen vorzunehmen, um unser Verhältnis als Juden und Christen im Besonderen und der Religionsgemeinschaften im Allgemeinen immer wieder neu auszuhandeln; und um im und für ein Miteinander sprachfähig zu werden.

DISTANZ Gerade die aktuellen Ereignisse in Deutschland zeigen, wie wichtig solche Räume eines interreligiösen Miteinanders sind und wie wichtig auch neue Formen des Diskurses werden; neue Formen, die dazu motivieren, immer wieder neue Blickwinkel auf das religiös »Andere« zu suchen und einzunehmen; die Raum geben, um die Positionen des Eigenen in Bezug auf das Andere zu verändern. Und ähnlich wie im Kino bedarf es eben manchmal auch der Distanz – gerade der Distanz zum Eigenen –, um das auf der Leinwand Abgebildete zu erfassen. Denn die durch das interreligiöse Gespräch eingegangene Beziehung ist ein dialektisches Verhältnis, welches sich nicht nur durch die beiden Pole Eigenes und Anderes ausdrückt, sondern ein oszillierendes Spektrum von Positionen und Optionen eröffnet. Was im Gegenzug aber auch erfordert, dass man die daraus resultierenden Spannungen auszuhalten lernt.

5.) Dennoch begegnet man immer wieder auch Asymmetrien in der Gesprächsarbeit, die sich nicht so einfach auslösen lassen: Juden sind gewöhnlich in der Unterzahl, und dann sitzen sie häufig noch mehreren Theologen gegenüber, als ausgebildeten Religionsexperten. Folglich passiert es nicht selten, dass man im Gespräch dann doch nicht die gleiche Sprache spricht.

Und schließlich gilt es zu bedenken, dass sich Religionen in der Moderne trotz deren entsprechender Suche und Streben nicht auf Eindeutigkeit(en) reduzieren lassen. Denn man stößt immer häufiger auf andere Erscheinungs- und Ausdrucksformen des Religiösen als die gewohnten, die etwa religiöse Traditionsliteratur in anderen Rezeptionsmedien (Comic, Film, Internet) artikulieren und nicht selten ein neues religiöses Selbstverständnis ausformen.

Dennoch, das christlich-jüdische Gespräch blickt auf einen wichtigen und radikalen Paradigmenwechsel gerade innerhalb christlicher Theologie(n) und Kirche(n) im 20. Jahrhundert zurück. Aber es sind zunehmend auch die Herausforderungen der pluralen Gesellschaft, die Juden, Muslime und Christen als gesellschaftliche Akteure in die Verantwortung nimmt im gemeinsamen Kampf gegen Antisemitismus, Islamophobie, Rassismus und andere Formen sozialer Ausgrenzung. Wodurch deutlich wird, dass sich das bewusste Miteinander in gemeinsamen Zielen formulieren sollte. Von daher besteht der nächste anzustrebende Paradigmenwechsel vielleicht ja darin, das jüdisch-christliche Gespräch endlich in den Rahmen »Religion in der pluralen Gesellschaft« einzubetten und dort zu verorten.



Selbstverständnis auch und gerade angesichts der bekannten antijüdischen Schriften, gar des antijüdischen Werkes Martin Luthers? Wie geht sie mit antijüdischen Topoi der Theologie Luthers und anderer Reformatoren um? Welche Schlüsse werden für das gegenwärtige theologische Selbstverständnis gezogen?

So werden auch jüdische Gesprächspartner im jüdisch-christlichen Gespräch immer wieder herausgefordert – und müssen zunächst einmal auch erst in einem Lernprozess verstehen lernen, was nun beispielsweise Luthers Rechtfertigungslehre

te der Zugriff daraus ein ganz anderer geworden ist; dass es gerade nicht ausreicht, mit Bibelversen (d.h. durch die schriftliche Tora) jüdische Traditionen zu verstehen, sondern dass erst die rabbinische und die rabbinisch geprägte jüdische Traditions- und Rezeptionsgeschichte (d.h. als mündliche Tora) das Judentum in seiner Vielfalt bis heute widerspiegelt.

3.) Das gemeinsame Arbeiten von Nachwuchswissenschaftlern im Frankfurter Graduiertenkolleg »Theologie als Wissenschaft«, in dem Promovierende aus den jüdischen, muslimischen und

Jonas Leipziger ist Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Bibel und Jüdische Bibelauslegung.



Dekaloge

RELIGION *Selbst Gegner der jüdischen Ethik beziehen sich auf die Zehn Gebote – auch dann, wenn sie sie abschaffen wollen*

VON DANIEL KROCHMALNIK

Jemand hat einmal die beiden Tafeln mit den Zehn Geboten als »Katechismus der Hebräer in mosaischer Zeit« bezeichnet – an den zehn Fingern abzählbar, aus den wie ein Buch geöffneten beiden Händen ablesbar, in die beiden Herzkammern einschreibbar. Jedenfalls haben sich Katechismen aller Art der Form des Dekalogs bedient, auch dann, wenn sie sich gegen die ursprünglichen Empfänger des Dekalogs, ja, gegen den ursprünglichen Dekalog selbst richteten. Um hier nur zwei oder drei besonders krasse Beispiele zu erwähnen: 1926 veröffentlichte der Deutsche und Österreichische Alpenverein, der soeben einen »Arierparagrafen« beschlossen hatte, zehn Bergsteigergebote gegen die Verschandelung der Bergwelt.

Sogar die Wehrmacht schrieb 1942 dem deutschen Soldaten »10 Gebote« ins Soldbuch. Sie beginnen nicht, wie man in Anbetracht von Vernichtungskrieg und Völkermord erwarten würde, mit einem Mordgebot, vielmehr: »Kein Gegner darf getötet werden, der sich ergibt, auch nicht der Freischärler.« Schließlich verkündete auch die SED auf ihrem 5. Parteitag »10 Gebote der sozialistischen Moral und Ethik«, wovon das zehnte gebietet: »Du sollst Solidarität mit den um ihre nationale Befreiung kämpfenden ... Völkern üben« – es sei denn, so muss man hinzufügen, es handele sich um die »nationale Befreiung« des eigenen deutschen Volkes oder des jüdischen Volkes, dessen Zionismus in der DDR als Verbrechen galt.

VERSCHÄRFUNG Diese eher komischen Nachahmungsversuche stehen am Ende einer langen Reihe von Dekalogrevisionen. Jesus überbietet Moses: »Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der wird dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: Ein jeder, der seinem Bruder zürnt, wird dem Gericht verfallen sein« (Mat 21, 22). Jesus predigt nach Matthäus auf dem Berg eine Verschärfung und Verinnerlichung der zweiten Tafel der Gebote auf dem Sinai.

Eine weitere Überbietung des Dekalogs in puncto Wahrhaftigkeit und Redlichkeit fordert Nietzsches Zarathustra – in der »entscheidenden Partie« seines *Also sprach Zarathustra* »Von alten und neuen Tafeln«. Dieser neue Prophet ruft seinen Jüngern zu: »Zerbrecht, zerbrecht mir die alten Tafeln!« (III, 7 u. 10). Seine neuen Gesetzestafeln des Übermenschen kehren Punkt für Punkt die alten Tafeln um. Ist nicht, fragt Zarathustra, das Begehren Ausdruck des Lebens und der Ehebruch die natürliche Folge schlechter Ehen (III, 16)? Sind nicht die Gebote »Du sollst nicht rauben!«, »Du sollst nicht totschiessen!«

Sünden wider das Leben, das in allem »Rauben und Totschiessen« ist (III, 10)? Hier klingen schon das Programm und die Sprache eines anderen an.

NATUR Mitten im Zweiten Weltkrieg veröffentlichte der Regisseur Armin Robinson in New York das Buch *Die zehn Gebote. Hitlers Krieg gegen die Moral* mit zehn Erzählungen von emigrierten Autoren, die jeweils einen Gebotsverstoß in Nazideutschland schildern. Den Reigen eröffnete Thomas Mann mit seiner Novelle *Das Gesetz*. Die Idee zu diesem Buch stammte von dem ehemaligen Hitlervertrauten Hermann Rauschning. Im Vorwort schildert er eine Szene, die sich kurz nach der Ermächtigung Hitlers in der Reichskanzlei abgespielt haben soll. Nach einer Filmvorführung habe sich der »Führer« im Kreis seiner Vertrauten in einen seiner gewohnten hysterischen Ausbrüche hineingesteigert: »Dieses teuflische ›Du sollst, du sollst!‹ Und dann dieses törichte ›Du sollst nicht!‹ Das muss endlich aus unserem Blut verschwinden, dieser Fluch vom Berg Sinai. (...) Was gegen die Natur ist, ist gegen das Leben selbst. (...) Du sollst nicht stehlen?



Daniel Krochmalnik ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Religionslehre, -pädagogik und -didaktik.

Falsch! (...) Alles Leben ist Diebstahl. (...) Der Tag wird kommen, an dem ich den Geboten die neuen Gesetzestafeln entgegenhalten will.«

Es gibt Zweifel an der Glaubwürdigkeit Rauschnings, aber Hitler hat sich haargenau an diese Erklärung gehalten. Im Warschauer Ghetto kannten schon kleine Kinder die neuen Tafeln. Von einem fast verhungerten Achtjährigen ist folgender Schrei überliefert: »Ich will rauben und stehlen. Ich will essen. Ich will ein Deutscher sein!« Hitlers »neuen Gesetzestafeln« mit der Lizenz zum Töten und zum Rauben standen die alten Tafeln und ihre Träger im Weg.

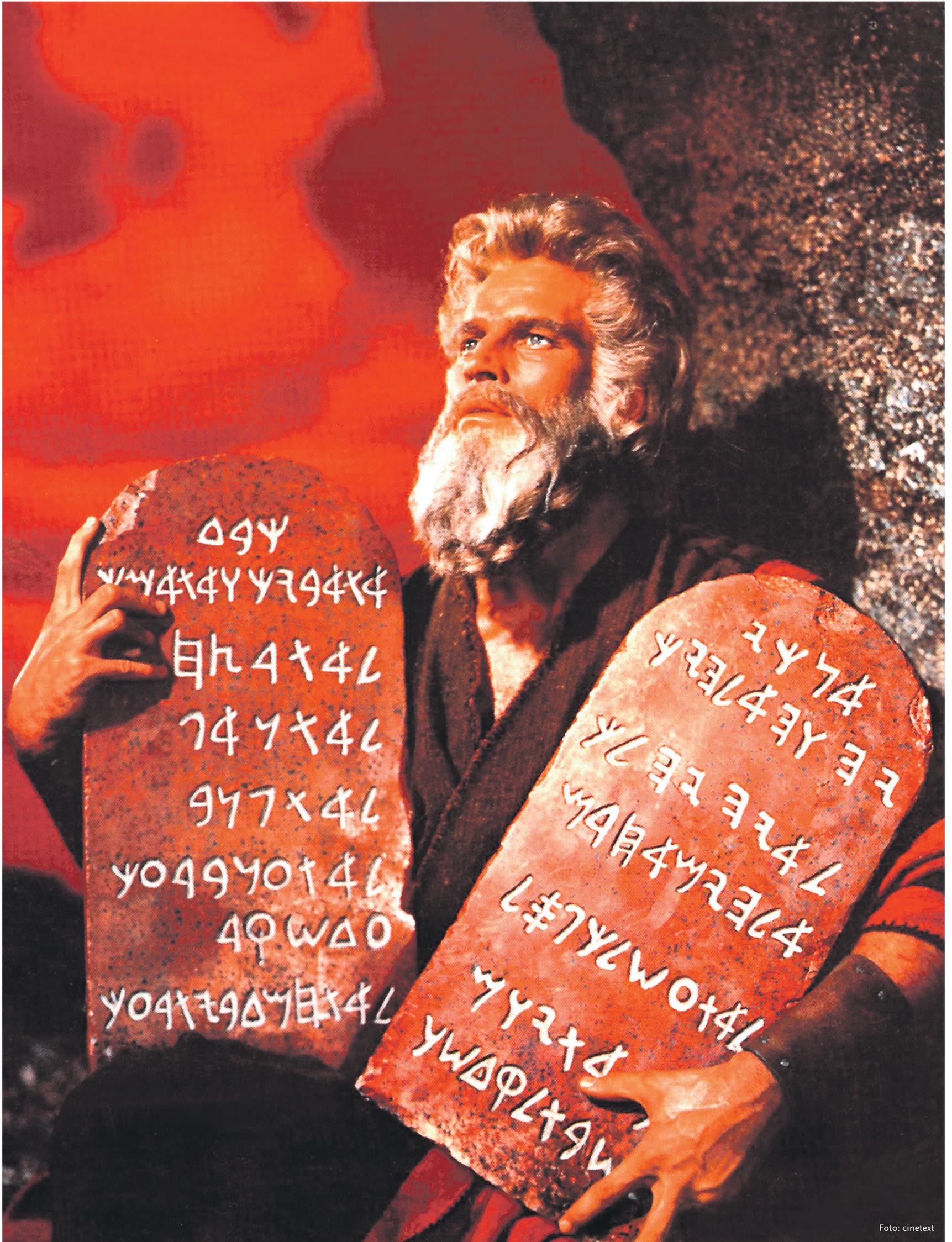
TÖTUNGSVERBOT Gunnar Heinsohn geht in seinem Buch *Warum Auschwitz?* nicht weniger als 42 Theorien zur Erklärung des Holocaust durch und stellt fest, dass die Juden vor allem als Verkörperung des Tötungsverbotes verfolgt wurden: »Hitler«, so Heinsohn, »hat versucht, mit der ge-

nozidalen Ausrottung der jüdischen Ethik aus dem deutschen Volk einen entscheidenden strategischen Vorsprung für das globale Völkerringen zu gewinnen.«

Die deutschen Bischöfe haben lange gebraucht, um die Worte vom Sinai wiederzufinden. Zehn Jahre, nachdem die Deutschen Christen 1933 im Berliner Sportpalast die Abschaffung des Alten Testaments als »Judenbuch« gefordert hatten, ließen die deutschen Bischöfe 1943 einen Dekalog-Hirtenbrief von den Kanzeln verlesen: »Tötung ist in sich schlecht, auch wenn sie angeblich im Interesse des Gemeinwohls verübt würde: An schuld- und wehrlosen Geisteschwachen und -kranken, an unheilbar Siechen und tödlich Verletzten, an erblich Belasteten und lebensuntüchtigen Neugeborenen, an unschuldigen Geiseln und entwaffneten Kriegs- oder Strafgefangenen, an Menschen fremder Rassen und Abstammung.« Bezeichnenderweise kommt das Volk, aus dem Moses und Jesus stammten, auf dem Höhepunkt des Völkermordes nur unter dem Sammelbegriff »Menschen fremder Rassen und Abstammung« vor.

Thomas Mann hatte viel früher klar ausgesprochen, dass »der deutsche Juden Hass (...) den christlich-antiken Fundamenten der abendländischen Gesittung (gilt)«, und wurde deswegen auf Vorschlag von Ernst von Weizsäcker ausgebürgert. Seine Erzählung *Das Gesetz* beendet Thomas Mann 1943 mit einem Fluch gegen Nietzsche, Hitler und Verwandte: »Aber Fluch dem Menschen, der da aufsteht und spricht: ›Sie (i. e. die Gebote) gelten nicht mehr.‹ Fluch ihm, der euch lehrt: ›Auf, ihr seid ihrer ledig! Lügt, mordet, raubt, (...) denn so steht's dem Menschen an, und sollt meinen Namen preisen, weil ich euch Freiheit verkündete.«

Weiterführend: Daniel Krochmalnik: »Triskaidekalog«, in: A. Bertino, E. Poljakova, A. Rupschus, B. Alberts (Hg.): »Zur Philosophie der Orientierung (Festschrift zum 70. Geburtstag v. Werner Stegmaier)«. Berlin/Boston 2016, S. 293–309



Geschichte und Geschichten

ARCHÄOLOGIE *Über einige antike Schriftfunde der letzten Jahre in Israel*

VON VIKTOR GOLINETS

Das Land Israel ist reich an historischen Orten und archäologischen Stätten. Jedes Jahr werden archäologische Ausgrabungen an mehreren Orten durchgeführt, und dabei werden viele Funde gemacht, die für die Geschichte des Landes in allen Perioden seiner Besiedlung von Bedeutung sind.

Besonders interessant sind Schriftfunde, da sie im Gegensatz zu »stummen« Artefakten viel leichter ausgewertet und viel genauer im historischen Kontext platziert werden können. Historiker und Sprachforscher können dadurch neues Material erhalten. Dabei ist es von großer Bedeutung, wenn ein Fund nicht aus dem Antiquitätenhandel, sondern aus professionell geführten Ausgrabungen stammt. Denn im letzteren Fall kann man der Echtheit des Artefakts sicher sein. Zudem erlaubt seine Lage im Ausgrabungskontext eine einigermaßen genaue zeitliche Datierung. Und am meisten freuen sich sowohl Spezialisten als auch interessierte Laien, wenn Schriftfunde Informationen zu aus anderen Quellen Bekanntem enthalten. Einige epigrafische Funde aus den Ausgrabungen der letzten Jahre sollen hier vorgestellt werden.

ISCHBAAL 2012 wurden bei Ausgrabungen in Khirbet Qeiyafa (30 Kilometer südwestlich von Jerusalem) Reste eines Kruges ausgegraben, der folgende eingeritzte Besitzer- oder Adressatenschrift enthält: »Ischbaal, der Sohn von Beda«. Diese Inschrift ist aus drei Gründen interessant. Erstens kann der Krug aufgrund des archäologischen Kontextes in die Zeit von 1020–980 v.d.Z. datiert werden. Somit können auch die Buchstabenformen der Inschrift auf der Zeitlinie der Entwicklung der semitischen Konsonantenschrift platziert werden. Zweitens ist es schon der zweite Schriftfund von Khirbet Qeiyafa: 2008 wurde dort eine fünfzeilige, mit Tinte geschriebene Inschrift ausgegraben, deren Lesung und Deutung immer noch ungenau ist. Der neue Fund kann helfen, die erste Inschrift zu verstehen. Drittens liefern die Namen der Inschrift neues sprachliches Material. Die Forscher, die die Inschrift in einer Publikation vorgestellt haben, gehen davon aus, dass die Sprache der Inschrift Althebräisch ist. Dies ist möglich, allerdings kann die sprachliche Zugehörigkeit nicht aus dem Text erschlossen werden. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, dass die Schrift keine Merkmale enthält, die sie als hebräische charakterisieren ließen.

Dazu kommt, dass die beiden Namen nicht nur hebräisch sein, sondern auch einer anderen kanaanäischen Sprache angehören können. Der Name Beda (geschrieben mit Ain am Ende) ist bis jetzt in keiner weiteren Sprache belegt. Der Name Ischbaal kommt dagegen in der Bibel vor, wurde aber bis jetzt außerbiblisch nicht belegt. Der Name bedeutet »Mann (der Gottheit) Baal«, und in der Bibel ist es der Name eines des Söhne Sauls, der der zweite König von Israel war (1 Chronik 8,34; 9,39). Im Text des Buches Samuel wurde der Name Ischbaal zu Ischboschet, »Mann der Schande«, verändert, um die Erwähnung der heidnischen Gottheit aus dem Text zu entfernen (2 Samuel 2,8ff.).

Diese Inschrift von Khirbet Qeiyafa dokumentiert die Benutzung von zwei Namen am Ende des 11. Jahrhunderts v.d.Z. im jüdischen Einzugsgebiet. Die beiden Inschriften von Qeiyafa belegen auch den Gebrauch der Schrift am Ende jenes Jahrhunderts. Diese Tatsache wird von einigen is-



Viktor Golinets ist Juniorprofessor am Lehrstuhl für Hebräische Sprachwissenschaft.

raelischen Forschern als Argument im Streit um die Schriftlichkeit im Alten Israel verwendet. Dabei geht es auch um die Frage, ob es das davidische Reich gab, wie der Tanach es beschreibt, oder ob Jerusalem im 10. Jahrhundert eine unbedeutende Kleinstadt war. Im zweiten Fall dürften die biblischen Geschichten von David und seinem Reich erst um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends erstanden sein und keinen Kern an historischen Begebenheiten enthalten. Diese Position wird vor allem von Israel Finkelstein vertreten, dem Archäologen und Historiker an der Universität Tel Aviv. Yosef Garfinkel, Archäologe an der Hebräischen Universität und der Ausgräber von Khirbet Qeiyafa, hält dagegen, dass die Schriftfunde von Qeiyafa die Benutzung der Schrift am Rande von Juda schon im 11. oder 10. Jahrhundert dokumentieren. Garfinkel und andere Forscher postulieren, dass die Sprache der Inschriften Hebräisch ist und die Texte somit die ältesten archäologischen Belege dieser Sprache sind.

Allerdings – wie oben schon erwähnt – kann die Frage nach der Sprache nicht so schnell beantwortet werden, auch wenn die Annahme, dass die Sprache Hebräisch ist, viel Plausibilität hat. Auf jeden Fall wird die fünfzeilige, nicht komplett verstandene Inschrift von Khirbet Qeiyafa im Abflugbereich des Ben-Gurion-Flughafens in der Ausstellung der technischen und kulturellen Erfolge des modernen Israel als das älteste hebräische Schriftzeugnis vorgestellt.

DEUTUNGSHOHEIT Ausgrabungen in Jerusalem erwecken naturgemäß besonderes Interesse bei Spezialisten und Laien und schaffen es sehr schnell in die Nachrichten. Zum einen sind sie für Touristen viel leichter wahrzunehmen und zu besichtigen als Ausgrabungen an vielen weiteren Orten im Lande. Zum anderen werden ihre Ergebnisse oder auch schon allein das Planen und Ausgraben schnell mit historischer Deutungshoheit und mit politischen Ansprüchen in Verbindung gebracht. Obwohl bis jetzt keine amtliche Gründungsurkunde von Jerusalem ausgegraben wurde, feierte die Stadt im Jahre 1996 offiziell 3000 Jahre ihres Bestehens. Während einige arabisch-palästinensische Kreise zum Beispiel die Tatsache bestreiten, dass es auf dem Tempelberg je einen jüdischen Tempel gab, betrachten manche jüdische und christliche Kreise die Ausgrabungen als Mittel, jüdische Ansprüche auf die Stadt und den Berg beweisen zu können. Auf jeden Fall fördern Ausgrabungen in Jerusalem



Foto: Tal Rogovski

jedes Jahr zwar zu erwartendes, aber in den Einzelheiten doch eindrucksvolles Material zutage.

Wenn man an die Schriftfunde denkt, so kann nur Material erwartet werden, das die zerstörerischen Lagerungsbedingungen im feuchten Boden über Jahrtausende überstehen konnte, wohin es meistens nach einem Brand gelang. Somit können keine organischen Schriftträger wie Papyrus, Pergament oder Holz erwartet werden. Was dem Zahn der Zeit trotzen kann, sind Inschriften auf Stein, Tonscherben oder Metall. Eine prominent vertretene Textgattung sind Siegel, die man auf Steinen eingravierte, sowie Tonabdrücke dieser Siegel, die sogenannten Bullen.

FRAGMENTE Im Mai 2012 fand man bei den Ausgrabungen in der Davidstadt einen Teil einer Bulle. Das Stück, das 1,5 Zentimeter misst, enthält Reste einer dreizeiligen Inschrift. In der mittleren Zeile ist »Bethlehem« zu lesen, womit offensichtlich die jüdische Stadt gemeint ist. Der Abdruck wird auf das Ende des 8. bzw. den Anfang des 7. Jahrhunderts v.d.Z. datiert und stellt die älteste außerbiblische Erwähnung der Stadt dar. Da der Text nur fragmentarisch erhalten ist, wissen wir nicht, wem das Siegel gehörte und in welchem Kontext die Stadt Beth-lehem genannt wurde. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um den Abdruck eines administrativen Siegels, das den Warentransfer oder Steuerabgaben dokumentierte.

Im Alten Israel besaß jede amtliche Person ein Siegel – oder sogar mehrere –, mit dem man auf Papyrus oder Leder geschriebene Briefe und Dokumente versiegelte. Auch Könige besaßen Siegel. Bei den Ausgrabungen in Ophel, dem Bereich südlich des Tempelberges, fand das Team um die israelische Archäologin Eilat Mazar im Jahr 2009 eine Bulle mit der Aufschrift »[Gehört] Hiskia, dem Sohn von Ahaz, König von Juda«. Der Name des Königs Hiskia (Regierungszeit 725–698 v.d.Z.) war bis jetzt nur auf Bullen erwähnt, die aus dem Antiquitätenhandel kamen und deren Fundorte unbekannt waren.

Die Bulle kann eindeutig König Hiskia zugewiesen werden, da die Aufschrift genügend Identifikationsinformation liefert und es im Alten Juda nur einen König Hiskia gab, dessen Vater Ahaz war. Neben diesem Abdruck fand das Team von Eilat Mazar auch viele andere. Unter ihnen gibt es zwei weitere, die bemerkenswerte Aufschriften

enthalten. Der eine ist vom Siegel eines »Gedaliah, Sohn von Pashur« und der andere vom Siegel eines »Jehukal, Sohn von Schelamjahu, Sohn von Schawi«. Beide Bullen sind deshalb bemerkenswert, weil ein »Gedaliah, Sohn von Pashur« und ein »Jehukal, Sohn von Schelamjahu« im Buch des Propheten Jeremia 38,1 als Beamte des Königs Zedekia erwähnt werden. Ob die Siegelabdrücke in der Tat von den Personen stammen, die im Buch Jeremia vorkommen, kann nicht nachgewiesen werden. Jedoch sprechen ihr Fundort in der Nähe des königlichen Palastes sowie die Zugehörigkeit der Abdrücke auf der einen Seite und der Namen in der Bibel auf der anderen Seite derselben zeitlichen Schicht dafür, dass es sich nicht um die zufällige Namensgleichheit verschiedener Personen handelt.

SCHICHTEN Fälle wie dieser machen deutlich, dass archäologische Funde, so spannend sie auch sind, sich nicht ohne Weiteres mit biblischen Geschichten verbinden lassen. Die Frage, ob und wie man die inschriftlich belegten Namen mit den aus der Bibel bekannten Personen in Verbindung bringen kann, wurde von Lawrence Mykytiuk in dem Buch *Identifying Biblical Persons in Northwest Semitic Inscriptions of 1200–539 B.C.E.* (2004) diskutiert.

Viele Historiker und Archäologen interessieren sich vor allem für die ältesten Perioden der Ge-

schichte, die auf dem Boden Israels abließ, also für die vorchristliche Zeit. Da für die Erschließung der ältesten Schichten alles oberhalb von ihnen Liegende entfernt werden muss, wird die Erforschung der jüngeren Perioden etwas vernachlässigt. Zwar ist man sehr begierig, auf so viel Fläche wie möglich zu graben, um ein so weit wie möglich vollständiges Bild der antiken Bebauung, Lebensweise und Geschichte zu haben, aber manchmal gibt es Interessenkonflikte zwischen Archäologen mit den hinter ihnen stehenden Organisationen und den Menschen, die auf einem geschichtsträchtigen Boden wohnen. Bei Ausgrabungen im Dorf Silwan (hebräisch: Schiloach) in Jerusalem wurden aus einigen Häusern palästinensische Bewohner umgesiedelt, um in der Gegend auszugraben und sie in einen archäologischen Park zu verwandeln.

Wie schon oben erwähnt, ist auch das Interesse mancher christlicher Kreise an Ausgrabungen in Israel groß. Hier freut man sich über jeden Fund, der die biblischen Berichte zu stützen scheint. Dabei können die Funde sehr großzügig ausgelegt und die historischen Zusammenhänge nicht sehr eng gesehen werden. Als etwa im Jahr 2005 bei Ausgrabungen der Philisterstadt Gath (heute Tel es-Safi) ein Ostrakon mit den Namen Awlt und Wlt gefunden wurde, wollte man diese nichtsemitischen Namen mit dem Namen des Philisters Goliath in Verbindung bringen, der ebenfalls nichtsemitisch ist. Die Nachrichtagenturen haben den Fund durch schrille Überschriften angekündigt, die folgendermaßen ironisch zusammengefasst werden können: »Eine Inschrift, die den Namen Goliath nicht enthält, bestätigt die Richtigkeit der biblischen Berichte über David.«

Die wissenschaftliche Unparteilichkeit lehrt aber, die Funde leidenschaftslos und nicht tendenziös zu betrachten und zu interpretieren. Dadurch wird man nicht nur der alten Geschichte und den unzähligen Generationen, die diese Geschichte durchlebten, gerecht. Die Unparteilichkeit hilft auch zu erkennen, wie moderne Menschen sich auf die Ereignisse der Vergangenheit beziehen, und wie Geschichte(n) heutzutage, etwa an den jüdischen Feiertagen, erinnert oder wie sie, auch mit politischen Intentionen, konstruiert wird oder werden. Die Schriftfunde können aufgrund ihres Charakters manchen Deutungen besser widerstehen als die schriftlosen Artefakte.



Oben: Krug von Qeiyafa jar Unten: Bulle des Siegels von »Gedaliah, Sohn von Pashur«

»Ijev hot er gehejßn«

PHILOLOGIE In Heidelberg entsteht die Edition einer jiddischen Bibelübersetzung aus dem frühen 19. Jahrhundert

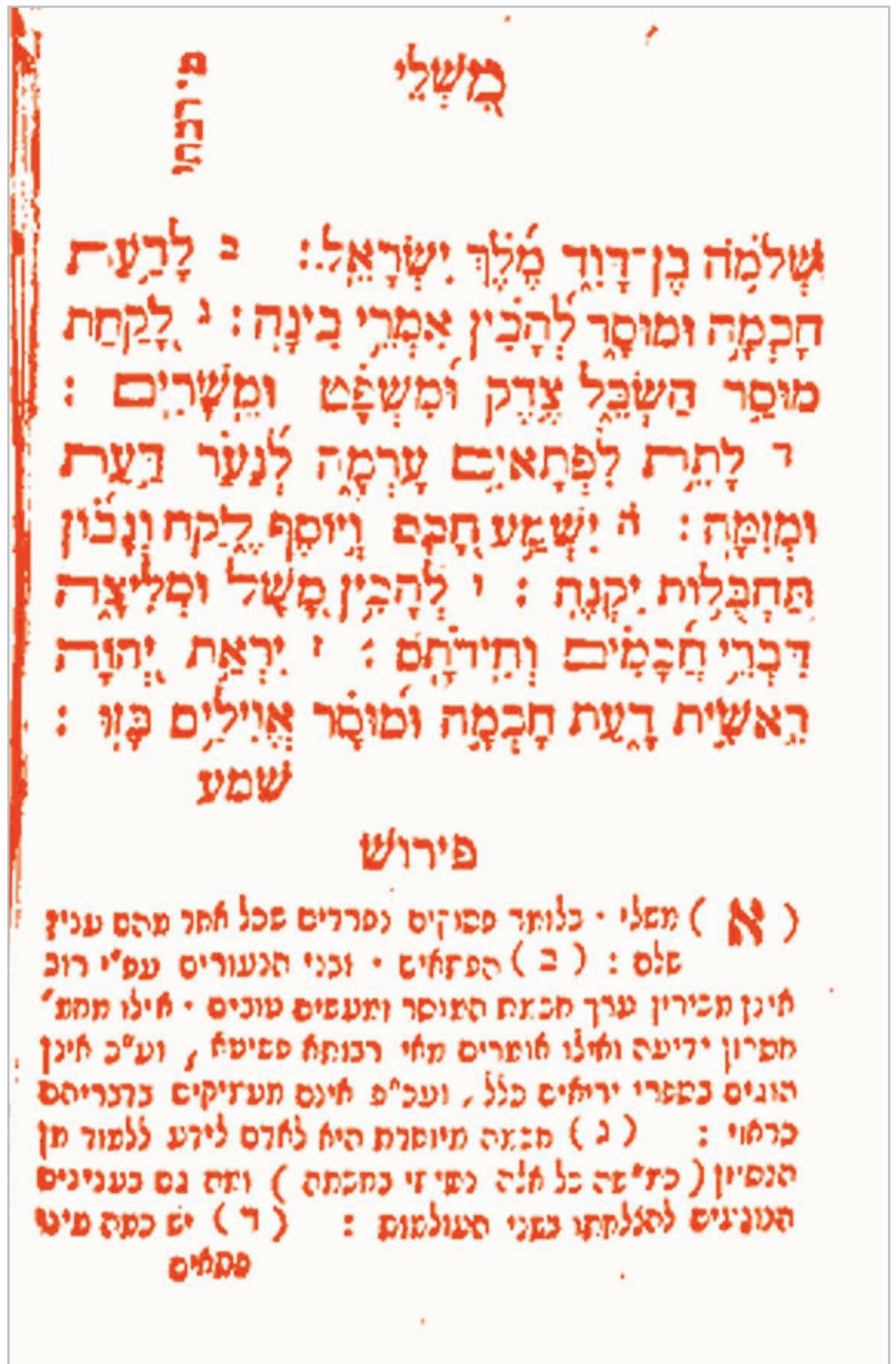
VON ROLAND GRUSCHKA

Das Übersetzen der Bibel ins Jiddische hat eine lange Geschichte, die bis in die Anfänge der aschkenasischen Kultur im Deutschland des Mittelalters zurückreicht und auch in der Gegenwart längst nicht abgeschlossen ist. Die jiddischen Bibelübersetzungen der älteren Zeit gingen vermutlich aus Hilfsmitteln hervor, die Lehrer und Gelehrte für den Unterricht der Jungen im Lesen der Hebräischen Bibel anfertigten, wie zum Beispiel Glossare oder Interlinearübersetzungen. Zu einem großen Teil handelt es sich bei den Übersetzungen des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit im Grunde um Paraphrasen, in denen der jiddische Übersetzungstext entweder mit Kommentaren und Auslegungen vermischt oder aber mit Erzählungen aus Talmud und Midrasch ausgeschmückt wurde.

War der erste Typus, verkörpert etwa durch das *Sefer Ha-Maggid* (Erstdruck 1623–27), vor allem für das selbstständige religiöse Lernen und als Begleitung für das Studium des Originals gedacht, diente der zweite Typus, dessen bedeutendster Vertreter die bekannte *Zene-Rene* (um 1600) ist, in jüdischen Familien als Erbauungslektüre. Bei alledem blieben jiddische Bibelübersetzungen dem hebräischen Original stets nachgeordnet. Das Konzept eines jiddischen Prosa-Übersetzungstextes mit kanonischem Status war dem aschkenasischen Judentum fremd.

SÄKULAR Nicht allein traditionelle jüdische Gelehrte und Lehrer betätigten sich als Übersetzer der Bibel ins Jiddische. Auch säkulare Intellektuelle und Schriftsteller wie Scholem-Jankew Abramowitsch, bekannt als Mendele Mojcher-Sforim (1835–1917), oder Jitzchok Lejbusch Peretz (1852–1915) haben ausgewählte Bibeltexte übersetzt, zum Teil auch in Versen. Im Vordergrund solcher Unternehmungen standen nicht etwa theologische oder im engeren Sinne religiöse Bestrebungen, sondern künstlerische Zielsetzungen und ein sozialreformerisches, später auch kultur- und sprachpolitisches Engagement.

Pragmatische Ziele verfolgte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein prominenter Vertreter der Haskala, Menachem Mendel Lefin (1749–1826), der im Grenzland zwischen dem damals österreichischen Galizien und dem damals russischen Podolien lebte – einem Gebiet in der heutigen Westukraine. Lefin, der nach seinem podolischen Geburtsort Satanow (heute Sataniw) auch Satanower genannt wurde, gehörte zu jener Generation jüdischer Aufklärer in Osteuropa, die ihre Ideen noch in unmittelbarem Austausch mit dem Kreise Moses Mendelssohns und seiner Schüler entwickelten. Während eines Aufenthaltes in Berlin in den 1780er-Jahren konnte sich Lefin auch



Ausschnitt aus Lefins Ausgabe des Buches Mischle von 1814. Links das hebräische Original ...

mit dem Mendelssohn'schen Projekt einer hebräisch kommentierten Ausgabe der Tora mit hochdeutscher Übersetzung näher bekannt machen. Dieses Projekt gab ihm den Anstoß zu seinen eigenen – nicht deutschen, sondern jiddischen – Bibelübersetzungen.

DIALEKT Lefin übersetzte die Bücher Mischle, Kohelet, Ijov, Echa und Tehillim und verfasste dazu hebräische Kommentare. Als jüdischer Aufklärer war Lefin ein vehementer Gegner des Chassidismus. Daher versuchte er, den Bibeltext in einer Weise zu übersetzen, die den bei den Chassidim beliebten, zum Teil von der Kabbala geprägten Auslegungen keine Anknüpfungspunkte bot.

Anders als bei den traditionellen älteren jiddischen Bibelparaphrasen waren bei Lefin (wie zuvor schon bei Mendelssohn) Übersetzungsteil und Kommentar klar voneinander getrennt. Der jiddische Prosa-Übersetzungstext sollte nach Lefins Vorstellungen aus sich selbst heraus verständlich sein. Auch in sprachlicher Hinsicht strebte Lefin eine Modernisierung an. Zu Lefins Zeit waren die traditionellen jiddischen Bibelparaphrasen noch in Varietäten einer altertümlichen überregionalen Buchsprache verfasst, die sich bereits deutlich von dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Osteuropa gesprochenen Jiddisch unterschied und daher zunehmend weniger verstanden wurde.

Lefin wählte dagegen bewusst den jiddischen Dialekt seiner podolischen Heimat als Übersetzungssprache. In seinen Augen besaß das Jiddische das Potenzial, sich zu einem Medium für anspruchsvolle aufgeklärte »Übersetzungen und Volksschriften« (wozu er natürlich auch seine Bibelübersetzungen zählte) zu entwickeln. Dies trug ihm Jahrzehnte später die Anerkennung der Jiddischisten, der Aktivisten der jiddischen Sprachbewegung, ein. Auch seine Übersetzungen lobten sie ohne Einschränkung als gelungen, wenn nicht sprachlich und stilistisch sogar zukunftsweisend. Um einen kleinen Eindruck von der Übersetzung zu geben: In der Aussprache des modernen Standardjiddisch, der jiddischen Literatursprache der Gegenwart, würde etwa der erste Vers von Lefins Übersetzung des Buches *Ijov* lauten: »A man is gewesen in land Uz, Ijev hot er gehejßn.«

EDITION Von Lefins jiddischen Bibelübersetzungen wurde zu seinen Lebzeiten nur die Ausgabe des Buches *Mischle* gedruckt, die 1814 in kleiner Auflage in Tarnopol erschien. Seine jiddische Übersetzung des Buches *Ijov* hat sich hingegen nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die heute in der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem aufbewahrt wird.

An der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg wird von 2016 bis 2019 im Rahmen eines von der DFG geförderten Forschungsprojekts unter der Leitung von Juniorprofessor Roland Gruschka eine kritische Edition der *Ijov*-Übersetzung Lefins erstellt, die den Text im jiddischen Original (in hebräischer Schrift) durch einen wissenschaftlichen Apparat und eine Einleitung erschließen wird. Beteiligt sind auch Kooperationspartner an den Universitäten Düsseldorf, Trier, Syracuse und an der Rutgers University in New Jersey. Die Edition wird der Forschung ein bedeutendes Zeugnis der Geschichte jüdischen Bibelübersetzens, der jiddischen Sprachgeschichte und der osteuropäischen Haskala in umfassender Weise zugänglich machen.



Der Autor ist Jiddist und lehrt Jüdische Literaturen an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

משלי א ב

(א) שְׁפִרְיוֹ וְוִדְרָר פֿון שְׁלֹמֹה דְוִידס זון מֶלֶךְ פֿון יִשְׂרָאֵל : (ב) וויא אַזוּ מֶזְאֵל ווִיסן וואס חֲכָמָה אַיז און וואס כּוֹסֶר . וויא מֶזְאֵל זיך פֿאַר שְׁטִיין אַוּיף קֶלוּגִי ווִערֶטֶר : (ג) מֶזְאֵל זיך הַמִּיד קֶעֶנֶן אַשְׁכְּרֶדִיקן סוֹכֵר אַרוּיס גַעמָן . צו עֲדִלְיָקֵיט גִירֶעכְטִיגקײט און יִשְׁרָנוֹת : (ד) הַסּוֹאֲכֵי עֵבֶל אַיִן צוֹבֶקֶטֶן . אַיִנגֶן סַענְטֶשׁיין גַענִים־שְׂאָנֶס און אַיִךְ לִיטֶנֶן : (ה) אַהָבֶס . סַענֶס אַזיך דֶערן ווִערֶטֶר פֿון דֶאָניט זװײַטֶר גִיין און אַפֿאַרשְׁפִיצֶטֶר וועט סַפֿאַסִיבּוּס פֿעקוּמן : (ו) צו פֿאַר שְׁטִיין זיך אַזיף אַמְעָל און אַמְלִיצָה . אויפֿין שְׁטִיין פֿון דֶבְכִים מיט ווִיעֶרִי פֿאַרשְׁטֶעלְטִי ווִערֶטֶר : (ז) יִרְאַח שְׁמִים גַיט פֿאַר אַלִי דֶבְסוֹת און גַנִּים־שְׂאָפֶט פֿרִיד . נָאֵר גַאַרְאָנִים קֶאָנִין מִבוּהַ

פֿירוש

פֿתּוּחִים ופֿונדֶס כּוּמֶה פֿיני רחמים מְלוֹקִים , וּהַסּ מוֹלֵאִים פֿון אַתּ מִינוּ לַהֲזִיק לֵהֶם כּוּמֹנֶס כּוּפֶס אִו כּוּשְׁמַהֶס , וּהַגֵּה עֵיקֶר חוּלֵי הַכּוּתוּת הִיא שְׁקֵלָה לַהַתְכַּהוּת , וּרְמוּזָהּ הַעֲרֵעָה (כּוּשָׁה פֿחי יֶחֱמִין וכו' וּעֵרוֹס יֵבִין וכו') : (ה) חֶסֶם גְּדוּל לִוְמֵד מִידוּשׁ כּל כּוּהַז מִן הַבִּינּוּנִי וּמֶשְׁכַּח כּוּהַ עֵימֵי דִמְרַגְנִיָּהּ , נִבּוֹן הוּא הַחֲכִיר כּוּרְמִיָּה וּמִבִּין מִדַּעְחוּ : (ו) חֲכָמָה יִהְיֶה לְרִיכָה לַחֲכָמִים לַהֲלַבֵּיט דְבִרְיָהֶס כּוּשְׁלִים זִלְהַתְחִיקֶס כּוּשְׁלִינּוֹת , שְׁלִרִיךְ לַהֲעֵרִיךְ חֲסִיד לַתּ חֲמַנְפִּתּוֹת לְפִי מַעֲלַח מַה שְׁלִרֶר כּוּהַסָּה : (ז) יִרְאַח ד' הִיא עֵיקֶר .

הַכּל

... rechts die jiddische Übersetzung. Im Fußteil steht ein hebräischer Kommentar.

Zeitloser Bestseller

TANACH *Die Hebräische Bibel ist auch ein Stück (Welt-)Literatur*

VON HANNA LISS

Dass die Bibel als Weltliteratur gilt, erfüllt uns Juden und Jüdinnen immer wieder mit Stolz. Trotzdem übersehen wir manchmal, dass alle Diskussionen über sie eher die Erklärung der Welt zum Thema haben. Dabei zeigen uns schon die jüdischen Auslegungstraditionen, dass sowohl die Rabbinen als auch die mittelalterlichen Schriftgelehrten die Bibel vor allem auch als ein literarisches Werk rezipierten. Geradezu exemplarisch lässt sich dies an einigen Texten belegen, die sich eingehend mit der Schöpfungsgeschichte beschäftigen. Sie führen uns eindrucksvoll vor Augen, wie die Bibel als Literatur verstanden wurde und welche Bedeutung sie als solche auch für heutige Leser haben kann.

GELTUNGSANSPRUCH Beim Lesen biblischer Texte in der Gegenwart werden zwei Aspekte gerne vermischt: die Frage nach dem Geltungsanspruch eines Textes und die nach seiner Bedeutung, also nach seinen Deutungsmöglichkeiten. Mit Blick auf die Diskussionen darüber, ob Gott unsere Welt in sechs Tagen von jeweils 24 Stunden erschaffen hat oder nicht, herrscht heute entweder eine supranaturalistische Meinung vor, die jedoch deutlich weniger Anhänger hat als früher. Oder aber wir erleben eine Haltung, die eine eher historisierende Zugangsweise zu den Schriften offenbart. Sie basiert manchmal auf der vielleicht unbewussten Annahme, dass ein Text in der einen oder anderen Weise mit einem oder mehreren realen Ereignissen korrelieren muss.

Die Textreihenfolge korrespondiert also mit einer Ereignisreihenfolge, und zwar deshalb, weil wir meinen, dass dieser uns heilige Text auf jeden Fall eine Wahrheit enthalten muss! Und so wird aus der Reihenfolge der biblischen Abschnitte, wie wir sie heute in der Bibel finden, eine Reihenfolge der Ereignisse. Damit aber wird die eigentliche Frage nach der Bedeutung unseres Textes zugunsten einer anderen Problemstellung zurückgedrängt, nämlich: »Wie war es, wie kann es denn gewesen sein?« Eine solche Fragestellung bringt allerdings ein irritierendes Entweder-Oder mit sich: Entweder muss eine Aussage der Bibel geglaubt werden, oder – wie es immer wieder im Zusammenhang mit dem biblischen Schöpfungsbericht diskutiert wird – man muss alles unter-

nehmen, um den biblischen Text als sinnvoll, rational nachvollziehbar und damit als »wahr« zu beweisen. Eine solche »Wahrheit« eines Textes benutzt die Bibel dann gerne als eine Art »Steinbruch« und sucht dort nach Argumentationshilfen. Aber der eigentliche Text gerät dabei ein wenig aus dem Blickfeld und damit auch ein Stück Verständnis von der darin enthaltenen »Wahrheit« als literarischer »Wahrheit«.

AUSLEGUNGSSACHE Die jüdischen Schriftgelehrten wussten sich hier stets durch Auslegung zu helfen. Eine »wortwörtliche« Lesart ist für sie nämlich gar keine Auslegung. Schließlich versucht sie gar nicht erst, den biblischen Text als solchen zu erklären, sondern »friert« ihren Inhalt ein. Deshalb gehen wichtige Fragen wie »Was bedeutet das?« oder »Was will ein Text uns lehren?« unter. Aber im jüdischen Denken stehen gerade diese im Mittelpunkt. Denn die Juden sind nicht einfach nur das »Volk des Buches«, sondern in erster Line auch das »Volk der (rabbinischen) Buch- und Schriftauslegung«.



Hanna Liss ist Inhaberin des Lehrstuhls für Bibel und Jüdische Bibelauslegung.

Die Möglichkeit, dass der erste biblische Schöpfungsbericht auf etwas ganz anderes hinweisen möchte als lediglich auf den Tatbestand der Erschaffung der Welt in nur sechs Tagen, sollte also auf jeden Fall ernst genommen werden. Und wer sich mit der jüdischen Auslegungsgeschichte beschäftigt, wird kaum überrascht sein, dass die Auffassung, der biblische Schöpfungsbericht sei in erster Linie eine literarische Schöpfung, durchaus schon in der Antike und im Mittelalter formuliert wurde. Denn die Rabbinen und Schriftgelehrten haben gleich beim ersten Satz und hier sogar schon beim ersten Wort und seinem ersten Buch-

staben mit ihrer Interpretation begonnen: Der erste Buchstabe ist bekanntermaßen ein Bet, also ein Buchstabe, der nur nach einer Seite hin offen ist. Auf diese Weise soll angedeutet werden, dass man ebenso wenig danach fragen sollte, was oben und unten ist, wie nach dem, was vorher war. Allein das, was nach der Schöpfung in der Welt passiert, soll im Blick behalten werden.

RASCHI Bei so viel buchstäblicher Spitzfindigkeit wundert man sich nicht, dass bereits sehr früh erkannt wurde, dass der erste Satz des ersten Berichtes zur Schöpfung aus genau sieben Wörtern besteht. Diese verweisen geradezu programmatisch auf das insgesamt sechstägige Schöpfungswerk und den daran sich anschließenden Ruhetag. Im Mittelalter lasen Juden den Schöpfungsbericht interessanterweise gar nicht als Bericht über die Welterschöpfung an sich, sondern betrachteten ihn allein unter dem Blickwinkel dessen, was dieser Text mit ihnen als jüdischen Lesern zu tun habe. Und das beginnt schon mit der Frage, wieso er überhaupt in der Bibel steht. Denn eigentlich be-

trifft die Schöpfung ja nicht nur das Volk Israel, sondern alle Menschen. So lesen wir bei Raschi im Kommentar zu Gen 1,1: »Am Anfang: R. Yizchaq sagte: (Mit ›Am Anfang schuf ...‹) hätte die Tora eigentlich nicht anfangen dürfen, sondern mit ›Dieser Monat sei euch der Anfang (der Monatszählung)‹ (Ex 12,2), denn dies ist das erste Gebot, das Israel (als einer Kultgemeinde) gegeben wurde (...). Was (also) ist der Grund, dass (der Text mit) ›Im Anfang ...‹ eröffnet? Die Kraft seiner Taten hat er seinem Volk kundgetan, ihnen das Erbe der Nationen zu geben (Ps 111,6): Wenn nämlich die Völker der Welt zu Israel sagen soll-

ten: ›Ihr seid Räuber, denn ihr habt die Länder der sieben Nationen eingenommen‹, so sagen sie ihnen: ›Das ganze Land gehört dem Heiligen, er sei gepriesen. Er hat es erschaffen und dem gegeben, der in seinen Augen gerecht ist‹ (cf. Jer 27,5).«

Raschi interessiert sich mit keinem Wort dafür, wie denn die Welt tatsächlich entstanden sein könnte. Vielmehr bringt er die Geschichte in einen Kontext, der nicht nur für ihn viel näherliegender war: die Frage nach dem Land Israel! Es ist also ganz klar die Auslegung, die einen Text erst richtig zum Sprechen bringt.

WAHRHEIT Das ging sogar so weit, dass Raschis Enkel, Rabbi Schmu'el ben Meir (Raschbam, circa 1088–1158) behaupten konnte, der Schöpfungsbericht mit dem Sechs-Tage-Schema sei ohnehin Mosches Idee gewesen. Dieser habe damit eigentlich nur das erste Zehnwort (Aseret ha-Dibrot) erklären wollen, in dem die sechs Schöpfungstage erwähnt werden: »Der ganze Abschnitt des sechstägigen Schöpfungswerkes ist von unserm Lehrer Mosche vorangestellt worden, um dir [i.e. dem Leser] zu verdeutlichen, was (gemeint ist, wenn) der Heilige, er sei gepriesen, sagte, als er die Tora gab: Gedenke des Schabbat, ihn zu heiligen usf. (...), denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er (Ex 20, 8–11) (...).« Deshalb heißt es auch: »Es wurde Abend, und es wurde Morgen.« Der sechste Tag (Gen 1,31) ist also determiniert und damit ein vorgezogener Bezug auf ebenjenen sechsten Tag, der das Schöpfungswerk beendet haben soll, das Gott nannte, als er den Juden die Tora gab. Daher erwähnte es Mosche vor den Juden, um ihnen mitzuteilen, dass das Wort Gottes die Wahrheit sei. Er sagte ihnen damit eigentlich: Wenn ihr etwa denkt, dass diese Welt schon immer so war, wie ihr sie jetzt seht, voll mit all den Gütern, so solltet ihr wissen, dass dies nicht der Fall ist.

Auch Raschbam hat in seinem Kommentar damit die Frage beantwortet, warum die Tora mit der Schöpfungsgeschichte einsetzt. Aber mehr ist von Raschis Erklärung nicht übrig geblieben. Mosche habe den gesamten Abschnitt verfasst, um damit das jüdische Volk zu überzeugen. Die rhetorisch-stilistische Gestaltung lag offensichtlich ebenfalls in seiner Hand. Inhaltlich war ihm dabei die Gottesrede aus dem Zehnwort (Ex 20, 8–11) vorgegeben, die das sechstägige Schöpfungswerk erwähnt. Nach Raschbam ist also der erste Schöpfungsbericht nicht nur deshalb im Sechs-Tage-Schema strukturiert, weil sich der Schöpfungsprozess so und nicht anders vollzogen habe. Vielmehr ist der Grund in der literarischen Vorlage des Erzählbogens bis hin zur Gottesrede in Exodus zu suchen, für die es nachträglich einen Schöpfungsbericht literarisch auszugestalten galt und der der eigentlichen Geschichte Israels vorangestellt werden musste. Für Raschi und seinen Enkel Raschbam gibt es also noch kein hinter dem Text liegendes und davon unabhängig zu befragendes Ereignis.

VIELSTIMMIGKEIT Die hier gebotenen Beispiele spiegeln nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der exegetischen Vielstimmigkeit wider, die das Judentum durch seine Geschichte mit seinem Heiligen Buch er- und gelebt hat. Und damit all dies nicht in Vergessenheit gerät, wird der Bibeltext bis heute immer nur in Kombination mit den Kommentaren gedruckt. Diese Art, Diskurse anzustoßen und zu entwickeln, ist auch eine Errungen-



Religiöse Texte sollten wie Literatur und nicht wie religiöse Berichte gelesen werden.

Foto: Marco Limberg

schaft des Judentums, mit der wir den Kritikern begegnen können, die meinen, allein die naturwissenschaftliche Sichtweise habe heute zu gelten. Schließlich gestalten sich im Unterschied zu ihr philosophische, literarische und religiöse Diskurse ganz anders. Hier gab und gibt es nun einmal eine Vielzahl von Welt- und Gesellschaftsdeutungen, die sich in den unterschiedlichsten Quellen von der Antike bis in unsere Zeit finden lassen. Auch käme niemand auf die Idee, Aristoteles vorzuwerfen, er würde in seinen Werken nicht die Erkenntnisse von Habermas berücksichtigen.

Im Falle der biblischen Literatur allerdings scheinen selbst die sich der Aufklärung verpflichtet Fühlenden den unterschiedlichen hermeneutischen Ausgangspunkt hinsichtlich des Verhältnisses zwischen naturwissenschaftlichen Theorien und mitunter antiken Texten gerne wieder zu vergessen. Eine naturwissenschaftliche These, die

nun einmal auf empirischen oder theoretischen Untersuchungen basiert, kann aber nicht mit religiösen oder philosophischen Deutungen auf eine Stufe gestellt und mit denselben Fragen konfrontiert werden. Und genau darin liegt auch der Kardinalfehler, der zu den immer gleichen Debatten führt: Anders nämlich als Aristoteles oder Homer wird die Bibel insbesondere von Laien als Literatur nicht wirklich ernst genug genommen. Vielleicht auch deshalb, weil sie darin eine Wahrheit finden möchten, die mindestens genauso unerschütterlich ist wie die der Naturwissenschaften. Aber im Gegensatz zu diesen liegen der Reichtum und die Faszination der Tora wie auch der gesamten Hebräischen Bibel in ihrer Einzigartigkeit, die uns immer wieder aufs Neue dazu ermutigt, einen ganz eigenen Bezug zur Wirklichkeit in jedem einzelnen Text zu entdecken. Auf diese Literatur können wir wirklich stolz sein!

Illustrierte Provokationen

KUNST *Die Pessach-Haggada von Arthur Szyk als Buch des Widerstands gegen den Nationalsozialismus*

VON ANNETTE WEBER

Die Pessach-Haggada des polnisch-jüdischen Künstlers Arthur Szyk gehört auch heute noch zu den bekanntesten Haggada-Ausgaben weltweit. Ihre märchenhaft bunten Illustrationen sprechen Erwachsene und Kinder gleichermaßen an, vermitteln sie doch auf sehr anschauliche Weise den Wundercharakter des Sederberichts. Der 1894 in Lodz geborene und 1951 in New York verstorbene Szyk, der seine Ausbildung in Paris und Krakau erhielt, hat dabei Stil- und Farbwahl sehr bewusst der Miniaturmalerei der Renaissance und älteren mittelalterlichen Haggadot angeglichen. Auf diese Weise verwob er seine Arbeiten mit den Jahrhunderte alten Traditionen der jüdischen Buchkunst. Gleichzeitig hat sich Szyk aber auch nie davor geschaut, moderne Bildformen in seine Illustrationen miteinzubeziehen.

Als Buchillustrator und politischer Karikaturist verdiente sich Arthur Szyk bereits in den 20er-Jahren – zuerst in Polen, dann in Paris – seine ersten Sporen. Schon damals thematisierte er die verhängnisvolle politische Entwicklung in Deutschland und war damit einer der ersten ausländischen Zeichner von Karikaturen überhaupt, der sich mit Hitler und seiner Partei auseinandersetzte und auf die Gefahren hinwies, die von deren antisemitischer Politik ausgingen. Seine Arbeiten sind deshalb zugleich Dokumente eines frühen Widerstands gegen den Nationalsozialismus.



Als »one-man-army« gegen Hitler: Arthur Szyk

TRADITIONEN 1934 kehrte er nach Lodz zurück und begann, an den Illustrationen zur Haggada zu arbeiten. Die erste Ausgabe war 1935 vollendet und mit 48 ganzseitigen Miniaturen in Gouache/Aquarelltechnik ungewöhnlich aufwendig illustriert. Dabei folgte Szyk durchaus dem traditionellen Schema der Haggada-Illustration, indem er die wesentlichen Stationen des Seders zeigt, etwa den Beginn der Sederabendmahlzeit mit der Darstellung einer orthodoxen polnisch-jüdischen Familie, die um den gedeckten Tisch versammelt ist (Abb. 1). Nicht immer klassischen Mustern hingegen folgen Bildaufbau, Farbwahl und Kostümdetails der historischen Illustrationen zum Auszug aus Ägypten, die oftmals zeitgenössische Einflüsse aus anderen Kunstformen verraten. So weist die wild bewegte Massenszene des Unter-

Hitlerbärtchen, Stiefeln, Reithosen und Tirolerhut, wobei Farbigeit und Zuschnitt sicherlich nicht zufällig an SA-Uniformen erinnern. Diese deutliche Vorführung zeitgenössischer Bedroher des Judentums ist gerade in den aschkenasischen Haggadot alles andere als ein Novum, sondern lässt sich schon im Mittelalter beobachten. Szyk aber ist einer der Ersten, der die menschenverachtende Natur des Nationalsozialismus in diese Darstellungen einführt.

POPULÄR Genau deshalb wurde seine Haggada auch so rasch populär und das, obwohl Verleger in Polen und selbst in England, wohin Szyk mit seiner Familie 1937 emigriert war, wegen der expliziten Bezugnahme auf den Nationalsozialismus vor der Veröffentlichung erst einmal zurückschreck-

**Annette Weber ist Inhaberin
des Lehrstuhls für Jüdische Kunst
an der HfJS.**



gangs der Ägypter deutliche Bezüge zu Sequenzen aus Cecil B. DeMilles Monumentalfilm *Die Zehn Gebote* von 1923 auf (Abb. 2). Die Gestalt der ägyptischen Prinzessin bei der Auffindung Moses ist dagegen eher eine Hommage an die Filmdiva Thea Bara, deren aufsehenerregendes Make-up für ihre Rolle als Kleopatra 1917 niemand Geringeres als die Kosmetikpionierin Helena Rubinstein entworfen hatte (Abb. 3).

HERRENMENSCHEN Neue Wege beschritt Szyk hingegen in der Darstellung der vier Söhne (Abb. 4). So zeichnete er den Weisen als polnischen Jeschiwe-Bocher, den Unbedarften als einen Traditionen und Brauchtum verhafteten Juden ohne Gelehrsamkeit und den, der nicht zu fragen weiß, als säkularen, ungebildeten Am Ha'aretz, gekleidet wie ein polnischer Arbeiter. Besonders ungewöhnlich aber ist die Präsentation des Bösen, des zweiten Sohnes der Haggada. Szyk zeigt ihn als Karikatur des deutschen Herrenmenschen mit

ten. Dabei hatte der Künstler die Haggada eigens mit einem aufwendig gestalteten Titelblatt dem englischen König George VI. gewidmet. Szyk musste einige als allzu krass empfundene Details sogar löschen.

Nach Szyks Emigration in die USA 1940 wurde die Haggada erneut aufgelegt und half durch ihre Illustrationen mit, das Bewusstsein für Verbrechen an den europäischen Juden zu schärfen, zumal sich der Künstler in Arbeiten wie *The New Order* (New York 1941) weiterhin mit dem Thema auseinandersetzte. Seine Karikaturen wurden in den USA so populär, dass ihn die Präsidentengattin Eleanor Roosevelt einmal eine »one-man-army« gegen Hitler nannte. Bis heute gehört Szyks Haggada daher in den USA und auch in Israel, für dessen Gründung er sich immer wieder einsetzte, zu den bekanntesten und immer wieder aufgelegten Werken. In Europa dagegen ist es bis auf seine politischen Karikaturen weitgehend in Vergessenheit geraten. Das sollte sich ändern.



Abbildungen: szyk.org / Arthur Szyk society New York



Haggada-Illustrationen von Arthur Szyk: Abb. 1) Die Sedermaahlzeit, Abb. 2) Untergang der Ägypter im Schilfmeer, Abb. 3) Auffindung Moses, Abb. 4) Die vier Söhne der Haggada (v.l.o.)

Wir sind was?

GESELLSCHAFT *Von der Suche nach einer kollektiven Identität und ihren Werten*

VON BIRGIT KLEIN

Nach der 2013 veröffentlichten Studie *A Portrait of Jewish Americans* des Pew Research Center erklärten drei Viertel der 3475 jüdischen Befragten, sie fühlten sich stark dem jüdischen Volk (»Jewish people«) zugehörig, wohingegen nur 28 Prozent die Mitgliedschaft in einer jüdischen Gemeinde für wichtig hielten. Für eine große Mehrheit der amerikanischen Jüdinnen und Juden steht somit die kollektive Definition ihrer jüdischen Identität an oberster Stelle. Wie im Ergebnis der Pew-Studie, so erfährt der Begriff des »jüdischen Volkes« als kollektiver Identitätsbegriff in den USA wie in Israel in den letzten 15 Jahren einen deutlichen Aufschwung, teilweise in der abstrakten Bezeichnung der »Jewish peoplehood«, ins Deutsche nur umständlich übersetzbar als »kollektiver Zugehörigkeitssinn zum jüdischen Volk«.

PEOPLEHOOD So beschloss 2005 die Knesset, das Tel Aviver Diasporamuseum Beit Hatfutsot auf Englisch in »Museum of the Jewish People« umzubenennen, dem ein »Center for Peoplehood Education« sowie seit 2006 »The International School for Jewish Peoplehood Studies« angeschlossen ist. Seit Jüngstem wird das Phänomen der wiedererstandenen »Jewish peoplehood« wissenschaftlich analysiert, 2015 von Noam Pianko unter dem Titel *Jewish Peoplehood. An American Innovation* in der Reihe der »Key Words in Jewish Studies«. Anfang April 2016 rang die Konferenz »Wrestling with Jewish Peoplehood«, veranstaltet unter anderem vom »Mordecai M. Kaplan Center for Jewish Peoplehood« und dem Reconstructionist Rabbinical College, in Philadelphia (USA) mit der Frage, wie sich kollektive jüdische Identität fassen lässt.

Denn der amerikanische Rabbiner und Theologe Mordecai M. Kaplan (1881–1983) hatte nicht nur die jüdische Strömung des Rekonstruktionismus begründet, sondern in den 40er-Jahren auch den Begriff der »Jewish peoplehood« entscheidend geprägt. In seinem 1934 erschienenen Hauptwerk *Judaism as a Civilization* verstand Kaplan das Judentum als eine sich fortwährend entwickelnde religiöse Zivilisation, die neben religiösen auch weitere Aspekte umfasste wie Land, Kultur, Sprache, Literatur, Kunst und Musik.

Mit dieser breiten Definition versuchte Kaplan, pragmatisch auf die Bedürfnisse der Jüdinnen und Juden in den USA zu reagieren, die infolge ihrer zunehmenden Integration in die amerikanische Kultur vor der Herausforderung standen, ihre jüdische Identität positiv zu verstehen, sich aktiv als Mitglieder des jüdischen Volkes zu engagieren und so zu dessen Überleben beizutragen.

Wenn man Judentum als Zivilisation versteht, lässt sich die eigene jüdische Identität nicht nur religiös, sondern auch kulturell definieren. Überdies erlaubt die Erkenntnis ihrer kontinuierlichen, historisch geprägten Entwicklung, die Rituale und Konzepte im Zuge ihrer »Rekonstruktion« daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie das individuelle wie auch kollektive Potenzial ihrer Mitglieder, angespornt und getragen von Gott als »Power that makes for Salvation«, optimal fördern und so zum Wohle aller, Juden wie Nichtjuden, als auch der gesamten Schöpfung beitragen. So trat Kaplan für die Gleichberechtigung von Frauen im jüdischen Leben ein, sodass seine Tochter Judith 1922 als erste Batmizwa in der jüdischen Geschichte zur öffentlichen Toralesung aufgerufen wurde.

DIASPORA Wie von Noam Pianko dargestellt, verstand Kaplan wie seine kulturzionistischen Vorgänger das Land Israel als kulturelles Zentrum, das das jüdische Volk über die nationalen Grenzen hinweg kulturell inspirieren und beleben sollte. Folglich hatte auch ein erfülltes jüdisches Leben in der Diaspora seine Berechtigung, sodass sich Kaplan immer mehr von einer nationalstaatlichen

zontale »Bundesgemeinschaft« zu verstehen. In der Tora wird Abraham mit der Vision eines künftigen, von ihm abstammenden Kollektivs zugleich in den brit, den Bund, mit JHWH eingeführt. Mit der Gabe der Tora am Sinai wird dieser Bund nicht nur vertikal als Vertrag zwischen JHWH und seinem Volk Israel, sondern auch horizontal als Codex ethischen und moralischen Verhaltens gegenüber den Nächsten verstanden. In dieser Bundesgemeinschaft kann die Beziehung mit Gott nicht vom gerechten und liebevollen Umgang der Menschen untereinander getrennt werden.

UNTERRICHTSMATERIALIEN Folglich müssen auch die Begriffe »Jewish people« und »Jewish peoplehood« mit den Werten dieser Bundesgemeinschaft gefüllt werden. Noam Pianko erkennt in den akademischen Jüdischen Studien das Potenzial, zu einer kritischen Würdigung der historischen und gegenwärtigen Ausdrucksformen jüdischer kollektiver Identität beizutragen und ihr Wissen aus dem Elfenbeinturm in die jüdische Gemeinschaft hereinzutragen, deren Texte, Praktiken, Sprachen und Geschichte sie erforschen, und dadurch auch »Jewish peoplehood« zu formen.



Birgit Klein ist Inhaberin des Lehrstuhls für die Geschichte des jüdischen Volkes.

Definition jüdischer kollektiver Identität entfernte und in den 40er-Jahren zunehmend den Begriff der »Jewish peoplehood« verwendete. Denn anders als das deutsche »Volk« und seine häufig Juden ausgrenzende Verwendung seit der Entwicklung des deutschen Nationalismus Ende des 18. Jahrhunderts hatte und hat »people« in seinem amerikanischen Kontext einen weniger nationalistischen Klang. Überdies liegt der Fokus von »people« weniger auf einer gemeinsamen Abstammung als Ethnie als vielmehr auf einer kollektiven Bestimmung, die auf gemeinsam getragenen Prinzipien wie Freiheit von Unterdrückung, Selbstbestimmung und demokratischen Werten basiert.

Die rekonstruktionistische Rabbinerin Toba Spitzer hat vorgeschlagen, das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk als vertikale und hori-

Mit dem Fach »Geschichte des jüdischen Volkes« und seinem zugehörigen Lehrstuhl kann die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg ihrerseits den Beitrag für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland und über sie hinaus leisten. So werden derzeit Unterrichtsmaterialien zur jüdischen Emanzipation im 19. Jahrhundert für den Unterricht in allgemeiner Geschichte entwickelt, die auch erkennen lassen, dass heutige nationalistische Argumente gegen die Integration von Muslimen erschreckende Parallelen zum damaligen, Juden ausgrenzenden Diskurs aufweisen. Auf diese Weise kann das »jüdische Volk« daran erinnern, dass sich ein Volk nicht nur als ausgrenzendes, auf einer gemeinsamen Abstammung basierendes »Staatsvolk«, sondern auch als Bundesgemeinschaft mit gemeinsam getragenen Werten konstituieren kann.



Alle sind jüdisch: Google-Gründer Sergey Brin, Frankreichs Kulturministerin Audrey Azoulay, Gene Simmons von KISS, Rabbiner David Lau, Modedesignerin Iris Apfel, Sänger Leonard Cohen, Moderatorin Palina Rojinski, Autor Etgar Keret, die Schauspieler Natalie Portman und Ben Stiller, Model Yityish Aynaw, Nobelpreisträgerin Ada Yonath

Netzwerk am Neckar

GESPRÄCH Mitglieder der Studierendenvertretung über die Hochschule in Heidelberg und die Zusammenarbeit mit der Universität



»Hier hilft jeder jedem«: Zwischen Studierenden und Dozierenden an der Hochschule herrscht eine fast familiäre Atmosphäre.

Foto: Marco Limberg

Warum habt ihr euch für ein Studium an der HfJS entschieden?

Sebastian (B.A. Jüdische Studien, 75%, B.A. Ethnologie, 25%): Ich war schon immer an den großen Themen Geschichte, Politik und Religion interessiert und kam deshalb auf die Idee, es mit Judaistik beziehungsweise Jüdischen Studien zu versuchen, da dieser Studiengang all diese Themenfelder in sich vereint. Außerdem wollte ich als Christ Juden persönlich kennenlernen, da die zentrale Figur meines Glaubens Jude war. Ich komme aus dem sächsischen Vogtland und bin dort nie Juden begegnet. Bei der Universitätssuche stieß ich dann ziemlich schnell auf die HfJS: Die breite Aufstellung in den verschiedenen Teilfächern der Jüdischen Studien und die Selbstständigkeit als eigene Institution haben mir zugesagt. Außerdem fand ich die Möglichkeit spannend, auch die religiöse Seite mitzerleben. Dazu ist Heidelberg als Studienort sehr reizvoll, genauso wie die Kooperation mit der renommierten Universität. Schlussendlich wagte ich den Sprung nach Heidelberg und habe es bis heute nicht bereut.

Katarzyna (M.A. Jüdische Museologie): Meine Studienwahl wurde stark von meiner Herkunft beeinflusst. Ich komme aus Polen, genauer gesagt, aus Oswiecim (Auschwitz). Eine Stadt, die es sich heute zur Aufgabe gemacht hat, kulturelle Grenzen zu überschreiten und Vorurteile zu überwinden. Mein Interesse am Judentum wurde zusätzlich durch die Erforschung der lokalen jüdischen Geschichte geweckt. Neben der jüdischen Kultur interessiert mich die Arbeit in Kultur- und Bildungseinrichtungen, und ich hatte schon mehrmals Gelegenheit, diese in der Praxis zu erproben: bei Praktika in der Bildungs- und Forschungsabteilung des Jüdischen Museums Gali-

zien in Krakau sowie im Auschwitz Jewish Centre, dem Museum und Bildungszentrum für Jugendliche in Oswiecim. Beide Praktika bestärkten mich in der Wahl meines jetzigen Master-Studiengangs, der auf die Museums-, Ausstellungs- und Gedenkstättenarbeit vorbereitet.

Was macht das Studium an der HfJS aus?

Stefanie (B.A. Praktische Jüdische Studien, 100%): Für mich war die Möglichkeit ausschlaggebend, dass es einen praktischen oder traditionellen Bezug im Gegensatz zum sonst eher wissenschaftlichen Studium gibt. Wir haben einen sehr sympathischen und kompetenten Hochschulrabbiner, der uns diese praktische Anwendung lehrt und bei allen Fragen zur Seite steht. Mir gefällt auch, dass an unserer Hochschule Menschen verschiedenster Nationalitäten und Religionen das Judentum gemeinsam kennenlernen können. Die Hochschule zeigt, dass das Judentum immer ein fester Bestandteil der deutschen Kultur war.

Wie würdet ihr die Atmosphäre an der HfJS beschreiben?

Jonas (M.A. Jüdische Museologie): Hier hilft jeder jedem. Es fällt nie schwer, Studierende oder Dozierende zu finden, an die man sich bei Fragen wenden kann. Die Hochschule ist ein offenes Haus, in dem der religiöse und kulturelle Austausch großgeschrieben wird. Das spiegelt sich bei den Studierenden wider: Junge Menschen unterschiedlichster Herkunft begegnen sich hier zum gemeinsamen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Austausch.

Stefanie: Die HfJS ist eher klein und familiär. Hier wird jeder als Einzelner wahrgenommen und gehört. Ohne Hierarchie und Gruppenzwang darf hier jeder

sein, wer er sein möchte. Wer Lust hat, sich innerhalb und außerhalb der Kurse aktiv am studentischen Leben der Hochschule zu beteiligen, findet ein Veranstaltungsprogramm, das vom gemeinsamen Begehen der Feiertage bis hin zu ungezwungenen Abenden reicht.

Es gibt zwischen der HfJS und der Universität Heidelberg eine enge Kooperation. Welche Vorteile ergeben sich daraus?

Stefan (B.A. Jüdische Studien, 75%, B.A. Semitische Sprachen, 25%): Durch den Kooperationsvertrag mit der Uni steht Studierenden der HfJS fast das gesamte Angebot der Universität zur Verfügung. Dazu gehören die Nutzung der Universitätsbibliothek, des Rechenzentrums oder des Studierendenwerks. Studierende der HfJS erhalten ein Semesterticket, können auf dem gesamten Campus alle Drucker und Scanner verwenden und in jeder Mensa zu Studierendenpreisen essen – koscher ist aber natürlich nur unsere eigene Mensa.

Sebastian: Auch wenn die technische Umsetzung der Kooperation noch nicht ganz perfekt ist und man immer mal wieder bei der Uni-Verwaltung vorbeischauen muss, so ist es doch insgesamt ein sehr wertvolles Angebot, welches das studentische Leben in Heidelberg sehr bereichert.

Bettina (B.A. Jüdische Studien, 75%, B.A. Klassische Archäologie, 25%): Jeder, der an der HfJS eingeschrieben ist, ist auch an der Uni Heidelberg immatrikuliert. Diese Doppelimmatrikulation hat verschiedene Vorteile: Man hat eine sehr große Auswahl an möglichen Nebenfächern und kann das Studium der Jüdischen Studien vertiefen. So hilft mir die Klassische Archäologie, zu verstehen, wie die Inter-

pretation der materiellen Hinterlassenschaften antiker Kulturen die Texte der Bibel bestätigt, ergänzt oder auch ihnen widerspricht. Manchmal geben mir sogar Informationen, die absolut nichts mit den jüdischen Studien zu tun haben, Denkanstöße, die mir dann bei Fragestellungen in der Hochschule weiterhelfen. So habe ich neulich, nach der Unterhaltung mit einer Studentin der Uni Heidelberg über moderne Literatur, darüber nachgedacht, ob man das Neue Testament als Fan-Fiction betrachten könnte! Aber auch für andere Studierende gibt es Vorteile: In vielen Seminaren werde ich bei Diskussionen als »Fachfrau für jüdische Fragen« angesehen. So erhalten auch andere Studenten, die sich nicht mit jüdischen Studien befassen, Einblicke in die jüdische Gedankenwelt. Schaden kann das ja nicht!

Wie gefällt euch Heidelberg als Studienort?

Anna (B.A. Jüdische Studien, 50%, B.A. Europäische Kunstgeschichte, 50%): Heidelberg ist toll, als Student lebt es sich hier super. Wenn man den Namen der Stadt hört, denkt man sofort an das Schloss, die Neckarwiese und an die berühmte Untere Straße mit

ihren vielen Ausgehmöglichkeiten. Im Sommer kann man wunderbar durch die Altstadt flanieren, sich von der Architektur begeistern lassen, auf der Neckarwiese grillen und die großartige Umgebung genießen. Im Winter bietet Heidelberg ein vielseitiges Kulturprogramm und sehr viele kleine Cafés mit starkem Kaffee, für den man in der Prüfungszeit besonders dankbar ist. Für mich persönlich ist Heidelberg manchmal etwas zu klein – ich mag den Trubel der Großstadt. Trotzdem genieße ich aber die Zeit in dieser wunderschönen Stadt!

Stefan: Abgesehen von der Stadt selbst lockt die Universität mit ihrer langjährigen Geschichte. Natürlich geht es an den verschiedenen Fakultäten der Uni manchmal etwas chaotisch zu. Aber das Gefühl, in einem Hörsaal zu sitzen, in dem schon berühmte Philosophen und Denker arbeiteten, ist unbeschreiblich. Auch die Innenarchitektur mancher Gebäude ist sehr faszinierend. So bin ich immer wieder aufs Neue von den Räumen der Universitätsbibliothek beeindruckt.

Was sind eure Pläne für die Zukunft?

Katarzyna: Nach dem Masterstudium habe ich vor,

im Bereich der Jüdischen Studien zu promovieren. Danach würde ich gerne in einem jüdischen Museum oder in einer Gedenkstätte arbeiten. Schwerpunktmäßig möchte ich mich auf die Museumspädagogik und Vermittlung der jüdischen Geschichte und Kultur – besonders an Schüler und Schülerinnen – konzentrieren. Darüber hinaus habe ich schon Erfahrung im Unterrichten der jüdischen Sprachen gesammelt – ich habe Hebräisch und Jiddisch unterrichtet, was ich gerne während meiner Promotion fortführen möchte.

Felix (B.A. Jüdische Studien, 75%, B.A. Geschichte, 25%): Ich kann mir gut vorstellen, ein M.A.-Studium im Ausland zu absolvieren – ich habe während meines B.A.-Studiums bereits am ERASMUS-Programm der Uni Heidelberg mit der schwedischen Universität in Lund teilgenommen. Es trifft sich daher gut, dass die HfJS auch zwei Master-Programme anbietet, bei denen Teile des Studiums an Partnerinstitutionen in Graz und Stockholm absolviert werden. Daneben bieten verschiedene Stipendienprogramme Förderungen für Sprach- und Studienaufenthalte im Ausland an.

Das Gespräch führte Susanne Mohn.

ABC des Judentums

INSTITUT Seit einem Jahr gibt es das Abraham Berliner Center

In Erinnerung an Abraham Berliner und sein Werk ist vor einem Jahr in Heidelberg das Abraham Berliner Center (ABC) gegründet worden. Der Gelehrte, Exeget und Rabbiner des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war ein herausragender Repräsentant »derjenigen jüdischen Gelehrten in Deutschland, die im Bereich der semitischen Sprachen sowie der Text- und Auslegungstraditionen der Hebräischen Bibel einschließlich der Targumim bahnbrechende Forschungsarbeit leisteten«, so Hanna Liss, Professorin für Bibel und Jüdische Bibelauslegung und Gründungsdirektorin des ABC.

Berliner war als Rabbiner, Lehrer und später auch als Dozent für Jüdische Geschichte und Literatur am Rabbinerseminar zu Berlin tätig. Seine Forschungen zu hebräischen Handschriften führten ihn in viele europäische Bibliotheken. Berühmt wurde er durch seine Edition von Raschis Pentateuch-Kommentar und seine Arbeiten zur jüdischen Geschichte des Mittelalters. Er arbeitete aber auch an abgelegeneren Themen wie beispielsweise der Masora zum Targum Onkelos.

Berliner trat auch wissenschaftspolitisch in Erscheinung – er wehrte sich vehement gegen die christliche Dominanz bei der Erforschung jüdischen Schrifttums, während den jüdischen Gelehrten der Eintritt in die akademische Forschung verwehrt blieb. So äußerte er sich 1884/85 vehement gegen das von dem protestantischen Theologen Franz Delitzsch in Leipzig ins Leben gerufene »Institutum Judaicum«. Dieses Institut widmete sich nicht nur Forschungen zum antiken Judentum, sondern verband dies mit einer aggressiven Judenmission auf Grundlage einer vertieften Kenntnis der jüdischen Quellen: »Worauf es aber in Wirklichkeit hinausläuft, wird Jeder ... erkennen«, so Berliner in seinem Artikel »Ein Mahnruf, eine Warnung!« in der »Jüdischen Presse« (1884), in dem er vor den Tätigkeiten des Instituts warnt.

In einem Briefwechsel mit Delitzsch schreibt er schließlich: »Bleiben wir nach wie vor, was wir waren und was wir sind, suchen wir darin fortschreitend zu wirken, ein Jeder im eigenen Kreise, Sie als *הַסִּיד בֶּן נַח* (ein nichtisrael. Frommer) und ich

als ein *בֶּן יִשְׂרָאֵל* (Israelit), in dem Bewußtsein, in der Hoffnung, daß Gott uns Beide liebt und täglich uns seine Gnade erweist« (1885).

Delitzsch sollte ihm als Antwort in der Zeitschrift »Saat auf Hoffnung« (1885) »falsch[e] Friedensliebe« vorwerfen, »welche confessionellen Frieden um den Preis fauler Selbstseligkeit und verleugnerischer oder indifferentistischer Schweigsamkeit erkaufen will«. In der gleichen Zeitschrift nennt er zuvor sein Institut unverhohlen »ein Seminar zur Heranbildung zukünftiger Missionare« und schreibt: »Der Gegensatz muß aufgehoben werden und zwar dadurch, daß die Juden, ohne deshalb aufzuhören Juden der Nationalität nach zu sein, christgläubige Juden werden.« Juden und jüdische Identität, so das Diktum Delitzschs, werden aus protestantischer Perspektive so lange unvollkommen bleiben, soweit sie nicht den christlichen Glauben annehmen. Nicht nur hierin wird deutlich, wie Abraham Berliners ausgestreckte Hand damals ins Leere griff.

Eingedenk Berliners Einsatz für die Wissenschaft des Judentums möchte das Heidelberger Abraham Berliner Center jene philologische und historische jüdische Wissenschaftskultur fortführen, für die Leben und Werk Berliners stehen. So kann das ABC bereits im ersten Jahr seines Bestehens auf eine große Bandbreite von durchgeführten Veranstaltungen zurückblicken. Diese reichen thematisch von hebräischen Pentateuch-Handschriften über den Vergleich mesopotamischer und biblischer Literaturen, den Schriften von Qumran bis hin zum hellenistischen Judentum.

Auch in diesem Jahr wurden bereits verschiedene internationale Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eingeladen. Den Auftakt des aktuellen Sommersemesters machte Stefan Schorch (Halle), der in einem Workshop und der diesjährigen ABC Lecture interessante Einblicke in den Samaritanischen Pentateuch gab. *Hanna Liss, Jonas Leipziger*

■ Aktuelle Informationen zu Veranstaltungen, Tagungen und zu Möglichkeiten, die Arbeit des ABC zu fördern, finden Sie im Internet unter www.hfjs.eu/abc.

Koscher milchig

Uli Zierl betreibt die Mensa im Gewölbekeller



Foto: Marco Limberg

Wenn sich um die Mittagszeit der Duft nach gutem Essen in den Fluren der Hochschule ausbreitet, erwartet man gespannt, welche leckeren Speisen in der Mensa der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg serviert werden.

Schon seit 2009 kocht Uli Zierl im historischen Gewölbekeller unter der Aufsicht des Hochschulrabbiners Shaul Friberg ausschließlich koscher milchig. In der bestens ausgestatteten offenen Küche bietet sie täglich ein sorgfältig zubereitetes vegetarisches Menü aus frischen, regionalen Zutaten an – gelegentlich erweitert um ein Frischfischangebot.

Längst sind die anfänglichen Zweifel ausgeräumt, ob vegetarisches Essen weniger schmackhaft oder sättigend ist. Mittlerweile hat die Mensa viele Freunde gefunden – jüdisch und nichtjüdisch –, die erkannt haben, wie gesund, leicht, bekömmlich und vor allem lecker das Angebot in der koscheren Mensa ist. So ist sie zur Mittagszeit für Studierende und Dozierende der Hochschule, aber auch für viele Gäste von außerhalb zu einem beliebten Treffpunkt geworden. Ganz praktisch gesehen fungiert die Mensa damit jeden Tag als greifbarer Botschafter jüdischer Lebensweise und Tradition.

»Es ist mein Traumjob«

INTERVIEW

Hochschulrabbiner Shaul Friberg über Seelsorge, Konflikte und Dialog



Foto: Marco Limberg

Seit acht Jahren an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg beschäftigt, ist Shaul Friberg der einzige Hochschulrabbiner in Deutschland. Unter anderem unterrichtet er in den praktischen Jüdischen Studien, organisiert Schabbatfeiern für Studierende, Freunde und Angehörige der Hochschule und steht allen – ob jüdisch oder nichtjüdisch – als Seelsorger zur Seite.

Herr Friberg, die Stelle als Hochschulrabbiner ist nicht Ihre erste Stelle. Was haben Sie vor Ihrer Zeit an der HfJS gemacht?

Ich habe schon so viele verschiedene Dinge gemacht, dass ich gar nicht alles aufzählen kann. Ursprünglich wollte ich gar kein Rabbiner werden. Ich habe zunächst in Uppsala – ich komme aus dem Norden von Schweden – Latein, Archäologie und Geschichte des Mittelalters studiert und darin auch meinen Magister gemacht. Eigentlich wollte ich Lehrer werden. Ich habe allerdings immer wieder in jüdischen Gemeinden, unter anderem in Stockholm, mitgearbeitet und mich dort als Lehrer, in der Jugendarbeit oder als Kantor engagiert. Ich besuchte mehrere Jeschiwot in den USA und Israel und hielt mich längere Zeit in Jerusalem auf. Ende der 80er ging ich für drei Jahre nach New York und studierte an der Yeshiva University. Auch danach arbeitete ich zunächst als Lehrer und Jugendleiter in jüdischen Gemeinden.

Den Entschluss, Rabbiner zu werden, fasste ich erst Ende der 90er-Jahre. 1999 erhielt ich schließlich meine Rabbinerordination vom Bet Midrash Sefaradi in Jerusalem. Danach war ich dann ein paar Jahre als Assistenzrabbiner in München, bevor ich als Gemeindeführer und Repräsentant der israelischen Organisation Shavei Israel nach Palma de Mallorca ging. Dort versuchte ich, zwischen der mallorquinischen Gesellschaft und den Nachkommen ehemals jüdischer Familien, die einst zwangskonvertiert wurden, zu vermitteln – eine Aufgabe, die aufgrund vieler Vorurteile nicht einfach war, mich aber in vielerlei Hinsicht sehr geschult hat: beispielsweise wenn es darum geht, bei Konflikten zu verhandeln und nach Kompromissen zu suchen. 2008 kam ich schließlich als Hochschulrabbiner an die HfJS.

Wie sind Sie zur Hochschule gekommen?

Das war ein großer Zufall! Jemand erzählte jemandem, der es jemandem erzählte – wie es in der rab-

binischen Welt so ist! Ich bewarb mich auf die Stelle und wurde glücklicherweise genommen. Ich freue mich immer noch sehr darüber, denn es ist mein Traumjob!

Was macht die Arbeit an der HfJS so besonders?

Die Frage ist eher, was an meinem Job nicht besonders ist. Im Ernst, aus Sicht eines Gemeindeführers habe ich wirklich eine traumhafte Position. Ich kann mir selbst Ziele setzen und meine Zeitpläne gestalten. Ich sammle an der Hochschule so viele neue Erfahrungen und lerne viele interessante Persönlichkeiten kennen. Meine Arbeit ist abwechslungsreich, kein Tag gleicht dem anderen. Und das Beste: Ich arbeite hier mit Menschen zusammen, die über das Judentum lernen wollen und mit ganz unterschiedlichen Hintergründen und vielfältigen Erfahrungen an das Studium herangehen. In vielen Unterrichtsstunden, Diskussionen und Gesprächen lerne auch ich immer wieder dazu und werde dazu angeregt, über Aspekte nachzudenken, die ich vorher vielleicht weniger berücksichtigt habe.

Wie muss man sich Ihren Job genau vorstellen?

Konkret beinhaltet meine Arbeit folgende Punkte: Ich unterrichte Praktische Religionslehre im Rahmen des B.A. Praktische Jüdische Studien, in Kursen wie »Tefila und Gemara«, »Traditionelles Lernen« oder »Was ist Judentum?«. Dabei versuche ich, den Studierenden jüdisches Denken, Traditionen und Textstudium näherzubringen.

Eine weitere Aufgabe ist die Seelsorge an der Hochschule. Das ist ein sehr wichtiger Teil meiner Arbeit, der sehr viel Zeit in Anspruch nimmt. Nicht nur Studierende, sondern auch Mitarbeiter, Dozenten, Leute von außerhalb – Juden und Nichtjuden – kommen, um mit mir zu sprechen, um Rat zu suchen oder Probleme zu lösen. Ich stehe außerdem in engem Kontakt mit den jüdischen Gemeinden und pflege hier den Austausch. Das bedeutet natürlich auch, dass ich sehr viel unterwegs bin.

Dazu kommt der Austausch mit christlichen und muslimischen Einrichtungen, die ich regelmäßig besuche und wo ich immer sehr herzlich empfangen werde. Der interreligiöse und interkulturelle Dialog beziehungsweise Dialog ist eine Aufgabe, die mir persönlich sehr am Herzen liegt und die, im Hinblick

auf unsere aktuelle politische Situation, wichtiger denn je ist.

Wenn ich nicht unterwegs bin, versuche ich, für die Studierenden da zu sein und ihnen ein offenes Haus zu bieten. So lade ich beispielsweise auch zu Hause mit meiner Familie immer wieder Gäste ein, mit uns zusammen den Schabbat zu feiern oder die Feiertage zu begehen. Ich organisiere gemeinsam mit der Studierendenvertretung zwei- bis dreimal pro Semester einen Studierenden-Schabbat in der Hochschule oder in der Synagoge der Gemeinde Heidelberg, mit der wir ein sehr gutes Verhältnis haben. Über die Hochschule hinaus engagiere ich mich beim Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) als rabbinischer Studienleiter in der Beratung und Betreuung der Stipendiaten.

Als Hochschulrabbiner unterrichten Sie Juden, Christen und Muslime. Die Hochschule ist für alle Glaubensrichtungen und Denominationen offen. Wie schaffen Sie es, alle anzusprechen und zu integrieren?

Im allgemeinen Unterricht ist das sehr einfach. Unterschiedliche Sichtweisen und Positionen fördern interessante Diskussionen und sorgen für einen lebhaften Austausch. Wenn es um religiöse Veranstaltungen geht, wird die Herausforderung größer. Denn hier kann es schwieriger werden, die Vertreter der verschiedenen Denominationen zufriedenzustellen. Ich selbst bin modern-orthodox, versuche allerdings, in meiner Rolle als Hochschulrabbiner so flexibel wie möglich zu sein, da ich niemanden ausschließen möchte. Trotzdem kann ich sicher nicht alle Wünsche erfüllen, versuche das aber auszugleichen, indem ich Vertreter des liberalen Judentums oder anderer Denominationen einlade, die dann Veranstaltungen anbieten.

Gerade weil in der Hochschule viele Glaubensrichtungen vertreten sind, ist es wichtig, offen und kompromissbereit zu sein. Deshalb suche ich immer nach Lösungen, die möglichst jedem gerecht werden. So kommt insgesamt jeder auf seine Kosten. Zumindest hat sich bis jetzt noch niemand beschwert – sicherlich wäre ich ein ausgesprochen guter Politiker. Ich hoffe, dass sich an der Hochschule jeder willkommen und verstanden fühlt.

Das Gespräch führte Susanne Mohn.



Foto: Marco Limberg

VON ANGELIKA STABENOW

Montagsmorgen: Ich betrete die Bibliothek Albert Einstein der Hochschule für Jüdische Studien. Die zweite Vorlesungswoche hat begonnen, vor mir liegt ein ganz normaler Arbeitstag. Seit 1992 leite ich die nunmehr über 50.000 Bände umfassende Bibliothek und durfte somit die stetige Entwicklung und den Ausbau der Hochschule mit ihrer Bibliothek zu einem Kompetenzzentrum für Jüdische Studien begleiten, in der die Dienstleistung für Wissenschaft, Forschung, Lehre und Gesellschaft oberste Priorität hat.

Die ersten Studierenden und Doktoranden sind bereits seit 9 Uhr in der Bibliothek und haben ihre Arbeitsplätze eingenommen. Dass Benutzer die Bibliothek vor mir aufsuchen und nach mir verlassen können, ist keine Selbstverständlichkeit. Dieses verdanken wir der technischen Ausstattung, die mit dem Neu- und Ausbau der Hochschule 2009 Einzug gehalten hat: ein hochmodernes Bibliothekssystem, das Open-Source-System Koha, mit OPAC zur Recherche und Benutzerkonto-Verwaltung, gepaart mit einem Selbstverbucher und einer Buchsicherungsanlage. Die Bibliothek ist daher auch ohne Personal geöffnet. Zu verdanken haben wir diese Ausstattung vor allem auch der Klaus-Tschira-Stiftung, die den Ausbau der Bibliothek maßgeblich gefördert und ihr auch den Namen »Bibliothek Albert Einstein« in Gedenken an den bedeutenden Wissenschaftler verliehen hat.

TRESOR Inzwischen haben zwei Benutzer meine Anwesenheit bemerkt. Noch bevor ich meinen PC eingeschaltet habe, gilt es, die ersten Fragen oder Wünsche entgegenzunehmen. Ein Buch ist entliehen mit einer sehr langen Ausleihfrist, was auf ein Mitglied des Lehrkörpers oder einen in Abschlussarbeiten steckenden Studierenden hindeutet. Die Studentin vor mir macht einen verzweifelten Eindruck. In zwei Wochen hat sie Prüfung, und Ende der vergangenen Woche hat sie erfahren, dass das gewünschte Buch Grundlage der Prüfung sein wird. Ein zweites Exemplar steht in Heidelberg nicht zur Verfügung. Ich beruhige sie und verspreche, das Buch vorzeitig für ein paar Tage vom derzeitigen Benutzer zurückzuerbitten, was mir später auch gelingen soll.

Der Student, der geduldig neben seiner Kommilitonin gewartet hat, fragt vorsichtig, ob es möglich wäre, ein altes Buch aus dem Tresor einzusehen. Natürlich ist das möglich: Wenige Minuten später lege ich ihm das Buch von 1651 mit dem schönen Titel *Johannis Buxtorfii Thesaurus grammaticus linguae sanctae Hebraeae* in die Hände.

Für kurze Zeit kann ich mich in mein Büro zurückziehen und Mails lesen. Zwei Professoren haben noch dringende Anschaffungswünsche für ihre Veranstaltungen. Ich prüfe, ob ich sie aus der Universitätsbibliothek für einen Semesterapparat ausleihen kann, damit sie sofort zur Verfügung stehen. Eine enge Kooperation zwischen der Hochschule und der Universität, die sich auch auf die Bibliotheken erstreckt, bietet uns den gleichen Status im universitären Bibliothekssystem wie eine Seminarbibliothek und alle damit verbundenen Vorteile, jedoch bei völliger Selbstständigkeit. In diesem Fall werde ich leider nicht fündig. Beide Bücher sind in Heidelberg nicht vorhanden und könnten nur über eine Fernleihe für kurze Zeit in unsere Bibliothek gelangen. Ich leite die Anschaffungswünsche an meine Kollegin Judith Wetzka weiter, die schwerpunktmäßig für Erwerbung und Bestandsaufbau sowie für die Katalogisierung hebräischer Werke zuständig ist. Sie ist Absolventin der Hochschule und mit ihrem fundierten Fachwissen und besonderen Sprachkenntnissen die perfekte Ergänzung zum bibliothekarischen Know-how.

SEMESTERAPPARAT In einer weiteren Mail bittet uns die Bibliotheksleiterin der ALEKI – Arbeitsstelle für Kinder- und Jugendmedienforschung an der Universität Köln um die Ausleihe von 28 Mikrofilmrollen zur Digitalisierung. Ich werde später unsere wissenschaftliche Hilfskraft bitten müssen, mir die Filmrollen zur Ausleihe vorzubereiten. Zwischenzeitlich nehme ich diverse Anrufe entgegen, beantworte Fragen vor Ort und bearbeite schließlich noch ein paar Mails im Verbundkatalog des Südwestverbundes (SWB). In diesem Katalog verzeichnen wir unsere Titel und können dabei die Titelaufnahmen anderer Bibliotheken nutzen.

Vor der wohlverdienten Mittagspause müssen noch die Semesterapparate für zwei Professoren erstellt werden. Deren Wissenschaftliche Hilfskräfte wurden bereits beauftragt, die gewünschte Literatur aus der Bibliothek zusammenzusuchen, doch dabei treten, wie so oft, auch dieses Mal einige Pro-

Im Reich der 50.000 Bände

BÜCHER Warum die Arbeit in der Bibliothek Albert Einstein ein aufregender Job ist

bleme auf. Nicht alle Titel stehen zur Verfügung. Einige sind noch ausgeliehen und müssen zurückgefordert werden. Andere sind erst vor Kurzem bestellt worden. Sie befinden sich noch in der Bearbeitung. Ich werde sie am Nachmittag aus dem Stapel der zu bearbeitenden Bücher herausuchen, katalogisieren und für den Semesterapparat vorbereiten. Zwei englischsprachige Bücher, die nur in der UB vorhanden sind, werde ich dort am Nachmittag ausleihen.

RECHERCHE Nach der Mittagspause mache ich mich auf den Weg in die UB, um die beiden gewünschten Bücher für den Semesterapparat und andere, die aus der Fernleihe zurückgekommen sind, abzuholen. Anschließend suche ich die weiteren Bücher heraus, die noch für den Semesterapparat katalogisiert werden müssen, doch zu deren Bearbeitung komme ich erst einmal nicht. In der Tür steht eine junge Dame. Sie gehört zu einer Schulklasse aus einem der umliegenden Gymnasien, die im letzten Semester im Rahmen eines Seminars »Israel« die Bibliothek besucht und Literatur für ihre Arbeiten ausgeliehen hat. Hierfür wurden die Themen der Schüler/innen von uns vorrecherchiert, um schon einmal eine Auswahl an Literatur zusammenzustellen. Die Schüler/innen konnten dann anhand ihrer konkreten Fragestellung die Literatur sichten und die passenden Titel auswählen. Meistens bringen Schüler/innen keine Erfahrung in der Literaturrecherche mit. Durch unsere intensive Betreuung lernen sie, sich in Bibliotheken zurechtzufinden und die richtige Literatur auszuwählen und zu entleihen.

Die Schülerin vor meiner Bürotür macht einen unglücklichen Eindruck: Bei der Themenbearbeitung hat sie festgestellt, dass sie für ihre Arbeit doch noch nicht genügend Literatur hat, da sie einige wichtige Aspekte beim ersten Besuch noch gar nicht im Blick hatte. Ich recherchiere mit ihr noch einmal unter den neuen Gesichtspunkten. Wir finden noch zwei geeignete Bücher und eine passende DVD. Als die Schülerin, schon etwas zuversichtlicher, die Bibliothek verlässt, sind meine Bücher nicht katalogisiert und im Semesterapparat. Dafür ist aber vielleicht eine Seminararbeit gerettet. Ich werde noch eine halbe Stunde länger bleiben müssen. Eben ein ganz normaler Arbeitstag ...

Schulfach Frieden

TAGUNG Religionspädagogen diskutieren über Erziehung zur Toleranz

VON SUSANNE MOHN

Suche den Frieden und jage ihm nach« (Ps. 34,15) – so lautete der Leitspruch der 7. Fachtagung »Religionspädagogische Gespräche zwischen Juden, Christen und Muslimen«, die vom 29. Februar bis zum 1. März 2016 unter der Leitung von Katja Boehme (Pädagogische Hochschule Heidelberg), Harry Harun Behr (Universität Frankfurt), Daniel Krochmalnik (HfJS) und Bernd Schröder (Universität Göttingen) an der HfJS stattfand und unter der Schirmherrschaft von Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, stand.

Dass das Thema »Friedenskompetenz im Religionsunterricht« aktueller denn je ist, konnten die Organisatoren nicht wissen, als sie sich vor einem Jahr darauf einigten. Von den Gewalttaten des IS bis zum Nahostkonflikt – überall auf der Welt finden wir Konflikte, in denen Religionen funktionalisiert werden. Durch die aktuelle Flüchtlingsthematik sind diese Konflikte längst auch in Deutschland angekommen. Aktuell, so scheint es, sitzen die drei monotheistischen Weltreligionen eher auf der Anklagebank und lassen bezweifeln, ob Religionen wirklich Mauern niederreißen können.

So ist es nicht verwunderlich, dass der Hörsaal aus allen Nähten platzte: Christliche, jüdische und muslimische Theologen, Religionspädagogen, Lehrer und Lehramtskandidaten kamen aus der ganzen Bundesrepublik zum fachdidaktischen und wissenschaftlichen Austausch zusammen. Auch Studierende und Schüler waren gekommen, um zu erkunden, wie Religion als Friedensressource im Unterricht aktualisiert oder aktiviert werden kann.

GEWALT Abi Pitum, Vorsitzender der Buber-Rosenzweig-Stiftung, und Daniel Krochmalnik, Professor für Jüdische Religionspädagogik an der HfJS, dankten den Teilnehmern für ihre Bereitschaft, solche Themen in den Schulen und damit in der Gesellschaft voranzutreiben. Krochmalnik betonte, dass gerade in einer Zeit, in der religiöse Konflikte mit Gewalt ausgetragen werden, der interreligiöse Dialog Vorurteile abbaue. Er bietet Schülern die Gelegenheit, die Friedensbereitschaft der jeweils anderen Religionen zu sehen und verstehen zu lernen.

Laut Katja Boehme, katholische Theologieprofessorin an der PH Heidelberg, wird der interreligiöse Dialog erst dadurch ermöglicht, dass jeder das Recht des anderen auf die eigene Wahrheit akzeptiert. Boehme verwies auf die Methodik des Begegnungslernens: Hier werden Themen zunächst im professionellen Religionsunterricht aus der jeweils eigenen Perspektive erarbeitet, um sie dann im Anschluss, beispielsweise in Projekttagen, im interreligiösen Austausch zu diskutieren.

Der Frankfurter Wissenschaftler für Islamische Religionslehre Harun Behr berichtete, dass viele muslimische Jugendliche in Deutschland etwa durch die Vorfälle in der Silvesternacht in Köln und durch Berichte über die Gräueltaten des IS in ihrer Integration zurückgeworfen wurden. Da derartige Konflikte am ehesten im Gespräch gelöst werden können, sei gerade für solche Schüler der Religionsunterricht entscheidend, um sich der eige-



Eindrücke von der Fachtagung

nen Identität bewusst zu werden, aber auch um zu lernen, eigene Standpunkte zu entwickeln und im Austausch mit anderen zu vertreten. Entscheidend sei dabei, dass auch Differenzen wahrgenommen werden und die Schüler lernen, diese zu schätzen.

Auch wenn der Aspekt der Gewalt in den monotheistischen Religionen nicht ausgeblendet werden darf, so trifft doch für alle zu, dass Frieden eine zentrale Rolle spielt. Dabei dürfen die eigenen Quellen nicht aus dem Blick geraten, denn häufig bieten gerade diese einen funktionalen Zugang zur Konfliktlösung an, so der evangelische Religionspädagoge Bernd Schröder von der Universität Göttingen.

ERFAHRUNG Neben Fachreferaten von Rabbiner Walter Homolka, Rektor des Abraham Geiger Kollegs in Potsdam, Norbert Mette (Institut für Katholische Theologie der TU Dortmund) und Egon Spiegel (Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Vechta) zu Themen wie »Friedensstrategien in den monotheistischen Religionen« und zu Problemen der Friedenserziehung bot die Tagung auch Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch. So berichteten Teilnehmer, dass ihnen religiös motivierte Konflikte eher in weiterführenden Schulen, nicht aber in Grundschulen begegnen. Deswegen sehen sie es als wichtig an, bereits im Grundschul-

unterricht präventiv vorzugehen. Schulklassen müssten zu Orten des interreligiösen Dialogs werden. Nach Meinung der Teilnehmer könne dies geschehen, indem man die Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Religionen betont und den Kindern die Möglichkeit gibt, Fragen zu stellen und andere Religionen durch Besuche von Kirchen, Synagogen und Moscheen kennenzulernen.

Einen Programmhöhepunkt bildete die »Abrahamische Akademie« mit einem interreligiösen Expertengespräch zu jüdischen, christlichen und islamischen Auslegungen der Geschichte von Kain und Abel (Gen. 4, Q 5). Zum Ende trafen sich alle Teilnehmer zu einer großen Abschlussdiskussion, die von Reinhold Boschki von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen moderiert wurde. Hier wurde nochmals deutlich, wie vielschichtig die Aufgaben des Religions- und Ethikunterrichts sind. Denn schon der Begriff »Friedenskompetenz« beinhaltet Fähigkeiten, wie zum Beispiel, sich in andere hineinzusetzen, aber auch zu verstehen, wie man selbst von anderen gesehen wird. Gelingt es, diese Fähigkeiten im Religionsunterricht didaktisch anzuleiten, kann die Friedenskompetenz der Schüler gestärkt werden.

Die Beiträge der Fortbildungstagung werden in der Reihe »Religionspädagogische Gespräche zwischen Juden, Christen und Muslimen« (Verlag Frank & Timme) publiziert.

INFORMATION

SCHNUPPERSTUDIUM

»Darf ich mal eine »echte« Vorlesung besuchen?« Wer einen oder mehrere Tage in Heidelberg »studieren« möchte, kann dies im Rahmen eines Schnupperstudiums tun. Dieses bieten wir an der HfJS für Gruppen wie zum Beispiel Religionsschulklassen und für einzelne Personen wie beispielsweise Schüler oder Studierende an.

Das Programm wird für einen oder mehrere Tage und nach den jeweiligen Wünschen zusammengestellt: So kann es die Teilnahme an Vorlesungen und anderen Veranstaltungen beinhalten, vielleicht einen Besuch im Sprachlabor, eine Bibliotheksführung, eine ausführliche Studienberatung mit Informationen über Studiengänge und Kombinationsmöglichkeiten mit Fächern an der Universität Heidelberg, ein Treffen mit Professoren und Studierenden sowie ein Gespräch mit dem Hochschulrabbiner.

Dabei kann man vieles erfahren: über Berufsaussichten, über die Chancen einer Doppelimmatrikulation an HfJS und Universität Heidelberg oder was man tun muss, um ein Stipendium zu erhalten, und vieles mehr. Das Mittag- und Abendessen findet in der koscheren milchigen Mensa statt. Nebenbei zeigen Studierende gerne ihr Heidelberg und berichten über das Studentenleben.

Kontakt: Irene Kaufmann
 06221/ 5419250
 schnupperstudium@hfjs.eu
www.hfjs.eu/studium/schnupperstudium.html

Aus Heidelberg in die Welt

ALUMNI Sechs Absolventen – und was aus ihnen geworden ist



MAGDALENA WÓJCIK

absolvierte den M.A.

»Jewish Civilizations«, der in Kooperation mit Paideia – The European Institute for Jewish Studies in Stockholm an der HfJS organisiert

wird. Sie arbeitete über zwei Jahre im POLIN-Museum der Geschichte der polnischen Juden und hat dort die Internetseite »Virtual Shtetl« mit aufgebaut und betreut. Mittlerweile schreibt sie an der HfJS ihre Doktorarbeit über die große jiddische Schauspielerin Ida Kaminska. Über ihre Studienzeit an der HfJS sagt sie:

»In Heidelberg habe ich nur ein Semester studiert. Doch trotz dieser kurzen Zeit konnte ich von den ausgezeichneten Vorlesungen und den hervorragenden Wissenschaftlern sehr profitieren. Ich habe methodisch viel gelernt, gerade wenn es darum ging, Fragestellungen differenziert zu betrachten. Durch meine Qualifikationen und Kenntnisse, die ich an der Hochschule erwerben konnte, habe ich den Job im POLIN-Museum bekommen – eine Arbeit, die meinen Interessen und Kompetenzen sehr entsprochen hat.«



SUSANNE BRACHT

hat Jüdische Studien und Religionswissenschaft in Heidelberg und Haifa studiert. Derzeit arbeitet sie als Leiterin der »Ehemaligen Jüdischen Schule Leer«, einer Gedenk- und Begegnungsstätte in Ostfriesland, die vor drei Jahren eröffnet wurde. Dazu gehören Forschungen zur Regionalgeschichte, die Erarbeitung von Sonderausstellungen und eines Veranstaltungsprogramms sowie pädagogische Angebote und Gruppenführungen. Was Susanne Bracht über ihr Studium an der HfJS sagt:

»In Heidelberg sind für meine jetzige Tätigkeit die theoretischen Grundlagen gelegt worden. Die Entscheidung für Jüdische Studien war allerdings nicht immer unangefochten, gerade weil sich am Ende des Studiums die Frage nach der Beschäftigung gestellt hat. Aus meiner jetzigen Perspektive hat sich die Hartnäckigkeit, am Studienfach dranzubleiben, gelohnt. Jedoch kenne ich Erfahrungen von Kommilitonen, für die der Einstieg in die Praxis zunächst schwierig war. Jedoch bleibe ich bei der Überzeugung: Ich kann nur in einer Sache gut sein, die mich interessiert und anspricht. Und deshalb hat es sich für mich gelohnt, ein »Orchideenfach« zu studieren. Eine Erfahrung, die mir aus meiner Studienzeit an der HfJS hängen geblieben ist: Der Einsatz für studentische Belange lohnt sich. Gerade weil die Einrichtung im Verhältnis zur Universität so kompakt ist, sind kurze Wege möglich, und Kontakte zu Dozierenden können sich schneller aufbauen. Es ist an der HfJS nahezu un-

möglich, sein Studium als anonym Studierender zu absolvieren. Ich habe diese Situation als fordernd, aber auch als motivierend empfunden.«



MARCUS SCHROLL

schloss 1997 sein Studium an der HfJS mit dem Magister in den Fächern Jüdische Philosophie und Talmud sowie an der Uni Heidelberg im Fach Erziehungswissenschaften ab. Heute

arbeitet er als Leiter des religiösen Erziehungswesens der Israelitischen Kultusgemeinde München und hat die Schulleitung für den jüdischen Bereich an der Sinai-Ganztags-Grundschule der Israelitischen Kultusgemeinde inne. Daneben berät er das Kultusministerium zu Fragen des jüdischen Religionsunterrichts und ist der Unterrichtsbeauftragte des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. Über seine Zeit an der HfJS sagt er:

»Der stets sehr intensive Gedankenaustausch und der mitunter auch freundschaftliche Kontakt zu den Dozierenden sowie die vielen intensiven Gespräche und Diskussionen mit Lehrenden und Studierenden – ob jüdisch oder nichtjüdisch – sind für mich bis heute in Erinnerung geblieben. Eine Besonderheit der HfJS, die ich in dieser Form annähernd nur im Rahmen meines Intensivierungsstudiums in Jerusalem noch einmal erleben durfte.«

DR. CHRISTIANE TWIEHAUS

studierte an der HfJS Jüdische Studien und an der Universität Heidelberg Europäische Kunstgeschichte mit dem Abschluss M.A. Ihr Prüfungshauptfach an der HfJS war Jüdische Kunst, das Nebenfach Talmud, Kodizes und rabbinische Literatur. Die Promotion erfolgte im Fach Jüdische Kunst. Heute arbeitet Christiane Twiehaus als Wissenschaftliche Referentin und Abteilungsleiterin für Jüdische Geschichte und Kultur im Museumsprojekt »Archäologische Zone mit Jüdischem Museum« beim LVR in Köln.

»Meine Zeit an der HfJS war großartig. Man hatte schnell Kontakt zu den Kommilitonen und Professoren. Das Studium war dadurch sehr lebendig und unkompliziert, intensiv und nachhaltig. Die HfJS hat mir dank ihrer großen Fächerbreite umfassende Studienmöglichkeiten geboten. Zusammen mit der Ausrichtung des Hebraicums auf Iwrit, Bibel- und Talmudhebräisch hat mir dies im komplexen Tätigkeitsfeld als Museumsmitarbeiterin sehr weitergeholfen, wie etwa bei wissenschaftlichen Recherchen zur Geschichte, zu Familien und zu Objekten oder bei der inhaltlichen Konzeption von Ausstellungen. Heidelberg war für mich ein toller



Studien- und später auch Promotionsort mit der HfJS, der großen Universität sowie den vielen Instituten und Bibliotheken, in denen man sich als Student wissenschaftlich in bester Weise entfalten konnte.«

HEIDEMARIE KOMOR

hat an der HfJS die Schwerpunktfächer Jüdische Literatur und Jüdische Geschichte belegt, an der Uni Heidelberg hat sie Romanistik studiert. Mittlerweile ist sie Alumni-Referentin an der Universität Koblenz-Landau.

»An der HfJS habe ich vor allem das Kleine, Überschaubare geschätzt. Es war alles recht schnell zu überblicken, die Seminare waren klein, jeder kannte jeden. Das war schon fast familiär. Heute weiß ich, dass mir dies das Ankommen in Deutschland erleichtert hat. Ich kam aus Rumänien, aus einem Dorf in Siebenbürgen, und war gerade frisch als Spätaussiedlerin hier, im »Goldenen Westen«, eingewandert. Ich bin quasi direkt aus einer Diktatur und einem ideologisch eingetrübten Schulwesen gekommen. Frei zu denken, das habe ich in meiner Studienzeit gelernt.«

MARK KRASNOV

studierte Jüdische Religionslehre, Spanisch, Hebräisch und Latein für das Lehramt an Gymnasien. Er schloss sein Studium 2014 mit dem 1. Staatsexamen ab. Zurzeit befindet er sich im Referendariat, das er an zwei Gymnasien in Heidelberg absolviert. Das 2. Staatsexamen wird Mark Krasnov im Frühjahr 2017 ablegen. Schon seit der Schulzeit engagierte er sich ehrenamtlich bei der ZWST. Zusätzlich begann er parallel zum Studium als Jugendzentrumsleiter in der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden.

»Während meines Studiums war es mir immer wichtig, das theoretisch Erlernte auch in der Praxis anzuwenden. So konnte ich bereits bei meinem ehrenamtlichen Engagement ausgiebig von den Erkenntnissen aus dem Hörsaal profitieren und der Arbeit in diesem mehr informellen Bereich stets eine solide Grundlage verschaffen. In der formellen, alltäglichen Unterrichtspraxis erkenne ich jetzt, dass mich meine Studienzeit in besonderer Weise geprägt und mich sehr gut auf meinem jetzigen Beruf vorbereitet hat. Die Professoren und Assistenten der HfJS nehmen sich ausgiebig Zeit für ihre Studierenden und fördern diese gezielt und sehr individuell. Ich empfehle Studierenden in diesem Zusammenhang aber auch, selbst aktiv zu werden und Chancen zu ergreifen. Dafür ist die Hochschule ein geeigneter Ort. Denn hier lassen sich vielversprechende Kontakte knüpfen und wertvolle Erfahrungen sammeln.«





Scholarships for Pan-European MA Program in Jewish Studies

Scholarships are provided for the joint 120 ECTS MA Program in Jewish Civilizations at Paideia – the European Institute for Jewish Studies in Sweden and the Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg. The scholarships cover tuition, housing as well as living costs and are given for the entire duration of the two-year program.

**Deadline
April 15**

The unique international program offers a 120 ECTS MA degree, with the first year at Paideia in Stockholm, Sweden and the second at HfJS in Heidelberg, Germany. Courses include intensive text studies, language studies (Hebrew), seminar courses in Jewish life, culture and literature, philosophy and religion and Master's thesis work, as well as Holocaust studies at Yad Vashem in Israel.

Explore the plurality of Jewish civilizations!

For more information and eligibility requirements, please see the Paideia website www.paideia-eu.org, the HfJS website www.hfjs.eu or email info@paideia-eu.org



PAIDEIA
The European Institute
for Jewish Studies in Sweden

